

ie ukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Eufii Krull.	36
Die Goubrenaufr. Von Stefan Zweig	48
Italien im Dreibund	60

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1912.

Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.—. Unter Kreuzband bezogen M. 5.65, pro Jahr M. 22.60. Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.
 Man abonniert bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und bei der Expedition **Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3 a.**



Von allen Gesichtern strahlt frohes Behagen,
 Himalaya - Tee labt Herzen und Magen!



HIMALAYA TEA COMPANY • HAMBURG. 11

Rein indischer Tee, Marke Himalaya, pro Pfund M. 2.50, 3.—, 3.50, 4.—, 5.50

Hotel Esplanade

Berlin

Hamburg

Zwei der vornehmsten Hotels der Neuzeit.



*Treffpunkt der
 Weinkenner!*

Grand Hôtel Excelsior, Berlin

vis-à-vis Anb. Bahnhof (Hillengass & Eberbach) 3 Min. v. Potsd. Bahnhof.



Sinalco
 Alkoholfrei



Berlin, den 13. Januar 1912.

Tutti Frutti.

Asinus aureus.

Name: Lonsdale. Stand: Lord. Wohnort: Lowther Castle. Besondere Kennzeichen: Bis an die Grenze der Beleihungsmöglichkeit mit hemmungsloser Eitelkeit belastet. Seit Jahren hören wir von dem Mann. Wenn ihn der Deutsche Kaiser besucht hat: was es zu essen, zu trinken, zu sehen, zu riechen gab. Wenn ihm in Berlin oder Potsdam die Schloßthür geöffnet worden war: welche Geschenke er dem Kaiser, dessen Frau, Tochter, Hofvorständen mitgebracht hat. Nicht seine Schuld? Unsinn. Solche Kunde sichert nicht gegen den Willen Dessen durch, der sie bergen könnte. Dem Kaiser, der Kaiserin, der jungen Prinzessin ist's sicher nicht Herzensbedürfnis, dem Erdkreis zu melden, was sie von Seiner Lordschaft bekommen haben. Der Herr von Lowther Castle wünscht, daß die Welt wisse: So ist er; freigiebig bis über die Puppen hinaus und mit Wilhelm und Wilhelms Nächsten so intim, daß er, wie der Onkel aus Amerika in die kassubische Kate, mit dem Ruprechtsfack ins Kaiserschloß kommen darf. Mann des kaiserlichen Vertrauens. Freund Seiner Majestät. Diese Plakatirung allerhöchster Gunst konnte längst den Entschluß erwirken, den Mann abzuschütteln oder, wenn er geschont werden sollte, an die Lehre erinnern zu lassen, die seit Montaignes Tagen den Freunderrund Günstlingen Regirender oft eingeschärft ward. Leider scheint's nicht geschehen zu sein. Warum nicht? Die deutsche Nation be-

solbet ihren Kaiser nicht. Als König von Preußen aber ist er so reichlich dotirt, daß er Geschenke nicht braucht und, wenn er eine Weile im Ausland leben will, sein Haus selbst zu bezahlen vermag. (Für ungefähr fünfzehntausend Pfund ist, mit Erinnerungen und Komfort, Esser House als Sommerwohnung zu haben; und beim schönen Robert haben schon Könige, sogar Königinnen geschlafen. Das kann die Schatulle wohl noch leisten.) Doch vielleicht ist der Lord ein ungemein kluger Herr, ein feiner Politiker, dessen Macht über die Britenstimmung dem berliner Hof, der berliner Regierung sehr nützlich werden könnte? Wer's geglaubt hat, muß beschämt jezt vor dem Götzenbild dieses Glaubens stehen. Denn der Edle Lord hat zu reden geruht. Hat, nach der Rückkehr vom Weihnachtbesuch in Berlin, einem Zeitungsmann des Herzens Schrein sperrangelweit aufgethan. Was war drin zu schauen? Kinderkram. „Sollte dieses Jahr eine Zusammenkunft der beiden großen Monarchen von England und von Deutschland bringen, so wird der Kaiser vielleicht in meinem Schloß Lonsdale wohnen, das immer zu seiner Verfügung ist.“ (Auch der fünfte Georg ist also schon in die Historiengröße hineingewachsen. Schnell. Geht uns nicht an. Aber als Deutscher Kaiser ist Wilhelm nicht Monarch, sondern höchster Vertreter und Vollstrecker der Reichsgewalt. Artikel 11 der Verfassung: „Das Präsidium des Bundes steht dem König von Preußen zu, welcher den Namen Deutscher Kaiser führt. Der Kaiser hat das Reich völkerrechtlich zu vertreten, im Namen des Reiches Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, Bündnisse und andere Verträge mit fremden Staaten einzugehen, Gesandte zu beglaubigen und zu empfangen. Zur Erklärung des Krieges im Namen des Reiches ist die Zustimmung des Bundesrathes erforderlich, es sei denn, daß ein Angriff auf das Bundesgebiet oder dessen Küsten erfolgt. In soweit die Verträge mit fremden Staaten sich auf solche Gegenstände beziehen, welche nach Artikel 4 in den Bereich der Reichsgesetzgebung gehören, ist zu ihrem Abschluß die Zustimmung des Bundesrathes und zu ihrer Gültigkeit die Genehmigung des Reichstages erforderlich.“ Nicht in des Kaisers, sondern in des Reiches Namen wird das Recht gesprochen. Die Lordship entbindet den Inhaber nicht der Pflicht, den Macht- und Rechtsbezirk der Menschen kennen zu lernen, mit denen er umgeht. Zusammenkunft? Für's Erste schuldet der

Große dem Großen doch wohl einen Antrittsbesuch.) „Aus den Gesprächen mit Seiner Majestät habe ich bisher nie Etwas veröffentlicht.“ (Will der gnädig Zugelassene sich aus der Erfüllung dieser Anstandspflicht etwa ein Verdienstchen zurechtshustern?) „Würde mirs erlaubt, so könnte ich tausend Sätze anführen, über deren unserem England freundlichen Inhalt die Briten staunen müßten.“ (Warum denn? Daß er ihr Freund ist, der zuverlässigste, der einzig unbedingt treue, hat, vor und nach den Tagen der Daily Telegraph-Interview, Wilhelm selbst oft, allzu oft schon gesagt. Die Wiederholung aus anderem Mund gäbe keinen Grund zum Staunen. Außerdem: noch ist Dir, Lord, nicht erlaubt, zu schwätzen; also halte den Schnabel.) „An eine deutsche Gefahr glaube ich nicht. Ich fühle in Deutschland einen gewissen Brotneid, der die Folge des eifrigen Wettbewerbes mit Englands Handel ist. Aber das deutsche Volk (ich kenne drüben ja sehr viele Personen von großem Einfluß) sieht, trotz allem Pöfzgerede, in England seinen Freund und denkt stets der Zeit, da die beiden Nationen bei Waterloo neben einander kämpften.“ (Die Personen von großem Einfluß müssen Dummköpfe oder feige Heuchler sein. Oder Seine Lordschaft kann nicht richtig hören. Brotneid? Deutschlands Geschäft geht ja leidlich; Deutschlands Bürger darben nicht und haben keinen Anlaß, mit Neidlingsblicken über den Ärmel zu stieren. Einen Freund aber sehen sie in England nicht. Fällt ihnen gar nicht ein. War England denn je der Freund eines fremden Volkes? Niemals. Viel zu schlau, um sich in die Uneigennützigkeit gleiten zu lassen, ohne die ernste Freundschaft nicht denkbar ist. Nicht stets der geschworene Feind der stärksten oder zum Machtgipfel emporstrebenden Festlandsmacht, der leise oder laut wider sie wühlende? Immer; von der Ära der Rosenkriege bis in die Zeit des Russenzuges auf die Pamirs. Freund Deutschlands? Nicht einmal des erwachsenden Preußenstaates. Dessen Fritz schrieb 1755 an Karl von Braunschweig: „Die Engländer wollen, daß ich Frankreich an die Lust setze und mich an dem Ruhm sättige, ihr Hanoverland gerettet zu haben, das mich gar nicht angeht; sie wollen mich gräßlichst täuschen oder sind Narren von lächerlichster Selbstgefälligkeit.“ Und vor sechzig Jahren seufzte Friedrichs dritter Erbe, der so lange andächtig zum Bild britischer Größe, Weisheit, Tugend, aufgeschaut hatte, ins Ohr seines Vunsen: in

London sei sein mahnendes Wort, wie eines Hündchens Gebell, überhört worden. Freundschaft? Palmerston, im neunzehnten Säkulum der stärkste, heißeste Vertreter englischer Staatskunst und ein Lord von anderem Kaliber als Ponsdale, hat im Februar des Pariser Aufstandes im Unterhaus gesagt: „Daß Völker oder Regierungen sich auf die Länge von Freundschaft und ihr ähnliche Gefühle bestimmen lassen, ist eine Romantiker Vorstellung; nur ein Träumer kann wähen, was im Verkehr der Einzelnen gelte, sei auch auf den Verkehr der Nationen anwendbar.“ Der Freundschaft darf niemals, der Nation, die ernstlich das Land ihrer Kinder liebt, muß immer der eigene Vortheil in Dunkel und Dünung der Kompaß sein. Wir bieten den Briten nicht Freundschaft, heißen sie auch nicht von ihnen; Achtung ihres, Anerkennung unseres Lebensrechtes: damit ließe sich anständig auskommen. Mit dem Schwab von Waterloo soll man uns endlich verschonen. In Deutschland, rief Bucher, dürfte die Schlacht bei Belle-Alliance nicht Schlacht bei Waterloo genannt werden. Woher der Name? „Blücher befahl, die Schlacht zu nennen nach dem sinnvollen Namen des Hofes La Belle Alliance, wo die beiden Sieger, durch eine anmuthige Gunst des Zufalls, zusammengetroffen waren: zum Andenken des zwischen der britischen und der preussischen Nation jetzt bestehenden, von der Natur schon gebotenen Bündnisses, der Vereinigung der beiden Armeen und der wechselseitigen Zutraulichkeit der beiden Feldherren.“ Wellington ging auf den schönen Gedanken, der beiden Völkern die verdiente Ehre gab, nicht ein. Die Schlacht sollte als sein Sieg erscheinen. Darum taufte er sie auf den Namen des Dorfes Waterloo, wo gar nicht gefochten wurde; denn dort hatte er am siebenzehnten Juni übernachtet und von Spanien her war er gewohnt, die Stätten seiner Siege mit dem Namen seines letzten Hauptquartiers zu bezeichnen. Während Gneisenaus Schlachtbericht durchaus ehrlich und bescheiden den wirklichen Hergang, so weit er schon bekannt war, erzählte, stellte der Herzog in seinem Bericht die Ereignisse so dar, als ob sein letzter Scheinangriff die Schlacht entschieden und die Preußen nur eine immerhin dankenswerthe Hilfe geleistet hätten. Gneisenau wußte, daß er der eigentliche Feldherr dieses Krieges gewesen, daß der rettende Gedanke der Vereinigung der beiden Heere allein aus seinem Kopfe entsprungen war; nun mußte er hören, wie die

Verbündeten Wellington als den ersten Helden priesen, diesen Briten, der wohl auf dem Schlachtfeld hohe Umsicht und Ausdauer gezeigt, doch bei der Leitung des Feldzuges Fehler auf Fehler gehäuft hatte.“ So steht's in Treitschke's Deutscher Geschichte. Als im Weißen Saal, am zweiundzwanzigsten März 1890, Wilhelm, im Rock des Britenadmirals, vor dem Ohr Georgs, der jetzt die Krone trägt, von der bei Waterloo bewährten Waffenbrüderschaft geredet hatte, senkte Molke den Rahlkopf und sprach: „Ein politisch Lied, ein leidig Lied; hoffentlich kommt's nicht in die Zeitung.“ Und was soll heute gar, nach dem glorious summer des franko-britischen Herzensbundes, uns die Erinnerung an Tage, da Briten und Deutsche gemeinsam gegen Frankreich kochten? Weiter im Text. „Der Kaiser hat das gütigste Herz, das zu erdenken ist.“ (Schön; doch wer nicht tadeln dürfte, soll auch zum Lob die Backen nicht plustern.) „Nie habe ich aus seinem Mund ein Wort gehört, das nicht Sympathie mit England aussprach.“ (Ein wohl erzogener Mann wird, selbst wenn er nicht auf der Menschheit Höhen wohnt, vor einem englischen Wirth oder Gast nicht unfreundlich über England sprechen. Aber fragen Sie, Edler Lord, mal Bleß oder Eierstorff, ob das Jagdlied dieses Herbstes auch so hold klang; und überlegen Sie dann, ob es klug und würdig war, dem Vertrauensmann deutscher Nation heimlich für Albion glühende Liebe nachzusagen.) „Die Vorstellung eines Krieges, der Tausenden ihr Liebstees rauben würde, erfüllt ihn mit tiefstem Abscheu.“ (Ihren Ring doch wohl auch? Und Victorien, die Georgs, Heinrichs, Eduards von England? Trotzdem haben sie, wenns sein mußte, Kriege geführt; das Reichsbedürfniß, nicht des Herzens Neigung, als Richtschnur des Handelns genommen. So wird, so muß auch Wilhelm es machen. Und unser Ohr ist der Wonne satt, ihn auf allen Gassen als pacifiste und Nobelpreiswerber gefeiert zu hören.) „Wenn der Kaiser nicht fest entschlossen gewesen wäre, keinen Krieg zu führen: ein Ministerium hätte ihn daran nicht zu hindern vermocht.“ (Fest entschlossen, keinen unnöthigen Krieg zu führen, keinen vermeidlichen, meinen Sie wohl. Wie Sie es aussprechen, ist's läppische Verdächtigung Eines, der sich stets im Kriegerkleid zeigt und von den Landsleuten für die Reichswehr einen Jahrestribut von mindestens fünf Vier-
telmilliarden fordert. Ministerien könnten ihn freilich nicht hin-

dern: weiß im Reich keine giebt. Doch den Aberglauben, daß die Wahl zwischen Frieden und Krieg nur an dem Willen des Kaisers hängt, nur von der Weichheit oder Härte seiner Seele bestimmt wird, könnten Sie eines Tages bitterlich büßen. Fünfundsechzig Millionen Rüden, die ein Lippenpaar zu Angriff oder Rückzug pfeift: so, Mylord, siehts im Deutschen Reich nun doch nicht mehr aus. Warß auch nicht im alten Preußen. Vor hundert Jahren wollte Friedrich Wilhelm der Dritte, 1866 und 1870 wollte Wilhelm der Treue nicht losßchlagen: und Beide haben der nationalen Nothwendigkeit dann doch gehorcht. Die würde, auch wenn kein Vord ihr, kein Bismarck hülfe, sich morgen wieder Gehör erzwingen. Unnöthige, unnützliche Kriege zu führen: diese Vorstellung ist nicht dem Kaiser nur, sondern allen Deutschen wider die Natur. Müßten sieß täglich über die Dächer tuten? Erzählt man, in unserem Kulturkreis, im Kontor denn dem Kunden, bei Tisch dem Nachbar, daß man nicht die Gewohnheit habe, zu trügen, zu stehlen, zu morden und Brand zu stiften?) Noch nicht fertig. „Der Deutsche Kaiser hat das wärmste Herz, das je in einer Menschenbrust schlug. Er ist der größte Geist und der größte Soldat unserer Zeit.“ Und der größte Gelehrte, Künstler, Komponist, Schiffbauer, Oekonom, Jäger, Segler, Redner, Schriftsteller, Regisseur, Tennisspieler, Urchaeologe, Palaeologe, Assyriologe. Brechpause. Schillers Sophiechen verstand das Geschäft noch besser als der Landsmann Lonsdale. „Über den Fürsten werden Sie doch ausnehmen, Lady? Den schönsten Mann, den feurigsten Liebhaber, den witzigsten Kopf in seinem ganzen Lande?“ Zosengeschwäh, daß selbst die Maitresse eines Primanertraumes mit fünf Worten wegbügelt: „Denn es ist sein Land.“ Unser Lord ist zu dumm. Nicht einmal von einem neuen Apulejus zu brauchen.

Die Kraft und den Willen, einem so taktlosen, albernen Geredes Schuldigen die Hofthür zu sperren, darf auch der Gegner Herrn von Bethmann zutrauen. Der Kaiser selbst muß das (vom lustigen England mit Hohn gestäupte) Zeugja unter heftiger Eileßregung heruntergewürgt haben. Von seinem Großvater hat Bismarck geschrieben: „Niemand hätte gewagt, ihm eine platte Schmeichelei zu sagen. In dem Gefühl königlicher Würde würde er gedacht haben: Wenn Einer das Recht hätte, mich ins Gesicht zu loben, so hätte er auch das Recht, mich ins Gesicht zu tadeln. Beides gab er nicht zu.“ Der selbe Junkerssohn und Professoren-

enfel, der unter Friedrich Wilhelm nicht Minister sein wollte, weil Unverantwortliche ins Geschäft hineinreden durften. „Daß die Ziele der auswärtigen Politik, welche mir vorschwebten, sich mit denen des Königs nicht vollständig deckten, war mir klar; eben so die Schwierigkeit, welche ein verantwortlicher Minister dieses Herrn zu überwinden hatte bei dessen selbstherrlichen Umwandlungen mit oft jähem Wechsel der Ansichten, bei der Unregelmäßigkeit in Geschäften und bei der Zugänglichkeit für unberufene Hintertreppeneinflüsse von politischen Intriganten, wie sie, von den Adepten unserer Kurfürsten bis auf neuere Zeiten, in dem regirenden Hause, sogar bei dem strengen und haushaften Friedrich Wilhelm dem Ersten Zutritt gefunden haben: *pharmacopolae, balatrones, hoc genus omne.*“ Der Herr von Lowther Castle gehört zu den braven Tölpeln, die „es gut meinen“. Und die dennoch der Teufel auf seinem schnellsten Untergrundmotor holen soll. Sammt allen Versuchen, den Kaiser in eine Filmglorie zu heben oder als die unter Larven, unter den Ungeheuern der traurigen Oede einzige fühlende Brust zu schildern. Wir haben genug von der Sorte. Möchten weder, daß Wilhelm, trotz allen Dementis, in den Verdacht gerathe, den reichen Tropf zum Reden ermuntert zu haben, noch, daß der Schwach ihn zwingt, den Ausdruck seines Empfindens künstlich zu färben und den Briten, denen er als schwärmender Bewunderer vorgestellt worden ist, die Stirn gerunzelt zu zeigen. Die Stunde, die dem Deutschen Reich schlug, ist höllisch ernst (ernster, als unsere bieberen Junkertöter und Pfassenschmorer zu ahnen scheinen); kann uns ein Schicksal gebären. In dieser trächtigen, niederträchtigen Zeit wollen wir nicht durch die Applausgier eitler Wichtigthuer gestört, von nöthigem Reichsgeschäft abgelenkt werden. Drei Tage Londale: Daß geht nicht. In die Ecke, Besen! Außer Dingen von höherem Gewicht ersehnen wir endlich eine kluge, weitsichtige Hofregie.

Lux fuit.

Die Pariser wurden, sieben Wochen nach der wunderschönen Novemberbescherung, schon wieder sehr verdrücklich. Die Folié-Bourbon, wegen der Weihnachtferien, geschlossen. Keine Nachmittagsvorstellung in der Senatskommission, wo, *sub auspiciis* sämtlicher ins Staatsoberstübchen gestürzten Minister, die Genesiß des Kongovertrages ergründet und dem armen Freycinet-

neffen De Selves, wie weiland einem weltberühmten Hunde das Schwänzchen, Stück vor Stück des Amtslebens dünnes Fädchen abgeschnitten werden sollte. Das war zum Kugeln gewesen. Ein neuer Konvent. Ohne Blutgeruch und Krötengequak. Gräßlich amüsant, den fleischigen, in eigenem Saft bratbaren Caillaux da am Pfahl der Indianer zu sehen. Wird er gefressen oder strampelt er sich los? Noch leuchtet Siegesgewißheit aus seinem Auge. Und in ihm hausenden, aus ihm wirkenden Genius hat er schon als Finanzminister im Kabinet Clemenceau brünstig geglaubt. Einer, der sich nie unterschätzte. An ihn (und an Aristides Briand) dachte der Chef, als er auf die Frage, warum die Reformarbeit nicht rascher vorschreite, die Antwort gab: „Weil ich zwischen zwei Männern sitze, von denen Einer sich für Napoleon, der Andere für Jesus Christus hält. Was läßt sich da leisten?“ Clemenceau kennt seinen Zeitgenossen; und schnalzt bei der Vorstellung, ihn nächstens nach feinsten Waidmannskunst enthäuten zu können. Wozu man, da die Annahme des Vertrages auch im Senat sicher ist, die Regierung so lange zappeln lasse? Damit ihr der Athem ausgehe. Sie soll Alles bekennen, alle Geheimnisse und sekreten Vertragsanhängsel ins Licht bringen. Weigert sie (und Cambons, die nicht mit sich spaßen lassen, dulden keinen schädlichen Vertrauensbruch), giebt sie nicht jeden geforderten Zettel hin, so ist's am Tag: das souveraine Volk wird getäuscht und Caillaux, dieser Finanzmensch ohne Pulsschlag des Patrioten, hat Grund, seine Schachermachei mit den Deutschen dem Censorenblick bänglich zu bergen. Krisis. Die regirende Sippe muß nachts auf den Karren und eine Schaar Ungeduldiger kann den Mächthunger stillen. Welches Schauspiel! Wäre die Pause nur kürzer! Noch weiß man nicht einmal genau, wem zuerst einfiel, die Sümpfe und Urwälder, Wüsten und Giftfliegen als zum Ausgleich geeignete Werthgegenstände zu empfehlen. Nicht, wer den (hier im Sommer erwähnten) Plan einer franko-deutschen Eisenbahngemeinschaft (Kongo-Kamerun) ausgeheckt, gefördert, vereitelt hat. Ob die Verhandlungen durch Amtsorgane oder hinter des berliner Botschafters breitem Rücken geführt wurden. Gar nichts. Kann nicht geduldet werden. Schon ziehen auch im Ost wieder Wolken herauf. Unflug lärmende Teutonenwuth verlangt eine beträchtliche Mehrung der Wehrmacht. Zu Land: also soll's gegen Frankreich gehen. In einem Wahltraftällein spricht der Kanzler von den Lücken der deutschen

Rüstung: also kommen neue Militärforderungen in den Reichstag. Wieder keine Ruhe. Daß ist die „Annäherung“, die als Frucht der Novemberverträge verheißen ward. Diese Deutschen können nicht mehr still sitzen; müssen an jedem Morgen ausklingeln, was sie abends (vielleicht) thun werden. Neu ist die Wahrnehmung nicht. Nie war Frankreich, von der Provence bis an die Bretonenküste, so ruhig zum Krieg entschlossen; so fest überzeugt, daß er nicht lange noch zu vermeiden sein werde. Für ein Weilchen aber, bis in die Morgenröthe des Usschermittwochs, hatte es doch auf ungetrübtes Behagen gerechnet. Falsch. Daß Gezänk währt fort. Täglich liest der Rentner, daß Deutschland drohe und hastig weiter rüsten wolle. „Sollen wir warten? Daß England sich, so spät, zur Einführung der allgemeinen Wehrpflicht entschließen werde, ist durchaus noch nicht sicher; wahrscheinlich nur, wenn ein neues berliner Flottengesetz viel mehr fordert als das alte. Und bis aus Tommy Atkins dann ein in Europa brauchbarer Feldsoldat geworden, die männliche Jugend Britanniens für einen Germanenkrieg gedrillt ist, hält der Friedenskitt sicher nicht. Aux armes, citoyens! Schreit, Ihr drüben; wir handeln heimlich. Holen aus dem Wollstrumpf den letzten Franc in den Kriegsschatz, aus der Glasbläserhütte den bleichsten Syndikalisten in die Kaserne. (Seit sie in Berlin waren und, zwischen Lachs und Braten, Lehrsprüche, Rüge und Brahlreden schlucken mußten, sind die wilden Männer der rothen Gewerkschaften fast patriotisch geworden und weit von dem Drang, den deutschen Brüdern die Arme zu öffnen.) In jedem Jahr muß jede Gemeindebehörde fortan ein rundes Sümichen für die Abi- atik spenden. Stark seid Ihr? Wir find's auch. Fünf Millionen Bayonnettes? Könnt Ihr bei uns auch sehen. Und wir sind, in den Grenzen der Heimath, unseres Schicksals freie Herren; hören Euch aber Tag vor Tag stöhnen, daß eine kleine Kaste Privilegierter nach ihrer Willkür mit Gut und Geist, Mark und Blut Eures Volkes schalte. Stolz dürfen wir wieder fragen: *Que veut cette horde d'esclaves?*“ Keine erfreuliche Stimmung. Ein Flor über der Zuberficht. Und die Kammer, die heiternde, geschlossen.

Da prallt ins trübe Dunkel die Botschaft, Hauptmann Luz, ein Elsäßer, den, als der Ausspähung militärischer Geheimnisse Ueberführten, deutsche Richter auf die Festung geschickt haben, sei aus Glas geflohen und auf dem Weg nach Paris. Der echte Franzos liebt den Spion nicht; auch nicht einen, der, ohne Eptgelt,

für Frankreich getrachtet hat. Das listig Verschmitzte, heimlich Verschlagene ist seinem Wesen zuwider. Die Offiziere seines Heeres sollen Helden, nicht Schleicher sein; die Klinge im Sonnenschein funkeln lassen, nicht sich ins Dickicht ducken. Vor einem Jahr noch hätte solchen Flüchtling nur wortkarges Erbarmen begrüßt. Jetzt überdröhnte der nationale Groll jedes Bedenken und trug Herrn Lug im Sturm auf die Heroenhöhe. „Die Deutschen sind wüthend.“ (Leider schienen sie's wirklich.) „So ziemt's. Nach der Demüthigung, die sie uns angedroht, nach dem Aerger, den sie durch grobe Drohrede uns gehäuft haben, sehen sie nun, daß ein französischer Offizier auch mit einer preussischen Festung fertig werden kann. Warum haben sie den Mann, gegen den, nach siebenmonatiger Untersuchung, noch kein zermalmendes Beweismaterial gefunden war, nicht nach dem Abschluß des Doppelvertrages begnadigt? Mit dem Schaden straft sie der Spott. Und die Thatsache, daß der Entwischte ein Elsässer ist, würzt uns die Freude.“ Wie seine Flucht möglich wurde? Er darf's nicht sagen. Doch der erfahrene Redakteur weiß sich aus engster Klemme zu winden. Bekennt um keinen Preis der Erde und des Himmels je, daß er nichts wissen könne. Nie. Ist zwischen seiner Residenz und der Stätte des neuesten Erdbebens der Draht zerrissen: Herr Je, die Erde hat ja gestern nicht zum ersten Mal gebebt; in Messina wird's so ziemlich wie in Franzisko gewesen sein. Her mit den alten Frisboberichten! Einmal Erdbeben, Boy! Wer aus Kaliforniens nicht Siziliens Weh und Ach heraustasten und illuminiren könnte, wäre zwischen den Dampfplügen der Meinungsfarm ein Vellmäuschen geblieben. Paßt auf: wie gut Alles stimmen wird. Man muß dem Mob Etwas bieten; und wenn der Kolossalanzeiger Depeschen hat (drahtlose?), darf bei uns die Sache nicht fehlen. Anderes Bild. Lug will uns nicht erleuchten? Darf nicht? Interesse des Staatsdiensteß? Blech. Wenn er glaubt, daß wir deshalb das Maul halten, ist er schief gewickelt. Fünf halbe Minuten mal Ruhe! Kerker, Ueberlistung uralter Staatsgewalten, Flucht bei steter Lebensgefahr mit Schlagfahne: hatten wir nicht neulich was aus der Kiste? Kaledonien schafft's nicht. Das würde Jeder erkennen. Kerker, Ueberlistung. . . Der Metteur soll mir anderthalb Spalten frei lassen; erste Seite, versteht sich. Casanova! Den lesen die Leute nicht mehr ordentlich. Aus Dessen dicken Bänden picken sie nur noch die Scqualien heraus. Sein Erdbeben war nicht zu brauchen; zu kurz

und zu oft loco Lissabon gehandelt. Für die Flucht aber ist er der wahre Jakob. Alles, was ein Leserherz begehrt. Die Halbpiste, der Weinessig, der den Mörtel zwischen den Marmorplatten aufweicht, der in Maulbeer-saft getränkte Fingernagel als Schreibfeder, das Sponton in der Bibel über der Maffaronischüssel, die aus zerschnittenen Leintüchern und Bettdecken geknoteten Stricke: Das reicht für die Flucht dreier Spione. Venedig ist freilich nicht Glatz. Ein Bißchen Bleikammerstimmung bei der Schilderung einer Preußenfestung aber recht am Ort; und der Kanal als Wallgraben zu benutzen. Wird gemacht. Und mindestens vier Erdbeile lasen, wie Lur, Hauptmann und Hauptkierl, den Bütteln Borussiens durch die Lappen gegangen sei. Haarklein. Mit Duzenden verbürgter Details. Wahrscheinlich wars ganz anders; nicht so roko-ro-mantisch. 1911 ist nicht 1755; ein Festungshäftling mit Offiziersrang nicht ein von venezianischen Inquisitoren über die Seufzerbrücke ins Gräuelverließ Gestoßener. Der Franzmann durfte wohl in die Kantine, am Ende auch auf die inneren Wälle oder gar zum Stabsarzt in die Stadt. Einerlei. Alle Listen und Gefahren hatte schlaue Mächlerkunst ins Schleifische transponirt. Die Geschichte vom flinken Lüglein las sich gut. Männlein und Weiblein schlürften sie. Und Lutetia konnte fröhlich Sankt Silvester begießen.

Sie besann sich bald. Dieser Neujahrspunsch noch nicht nach Burgunder. Und der Vorsatz, den Flüchtling als Helden zu feiern, paßte nicht in den pariser Lebensrhythmus. Die erste Freude nach Kummermonden; jetzt aber muß Raïson wiederkehren. Herr Messimy, der sich staunend noch immer als Kriegsminister sieht, bekam, weil er sich mit dem Auskneifer öffentlich eingelassen hatte, von Caillaux-Bonaparte einen Küffel; und die Weisung, den Hauptmann Lur noch am selben Tage in ein algerisches Bataillon zu versetzen. Paris schämte sich der Gefühlsentgleisung. Tröstete sich aber bald, als ihm berichtet wurde, welche Dummheit hinterm Rhein aus dem Bodengeschossen sei. Wars nöthig, mit Rohrspageneifer dem Entschlüpfen nachzuschimpfen? Ihn, der seine Ehre gewiß keinem Kommandanten oder Plazmajor verpfändet hatte, insamen Wortbruches zu zeihen? Und zu schreiben, als sei das Offiziercorps der Republik elendes Spelunkengesindel? Nur ein paar Federn tobten so wüß. Drüben aber hieß es sogleich: Die deutsche Presse bespeit den Ehrenschild unseres Heeres. Solche Vergiftung wirkt lange nach. Kommen wir endlich nicht wieder in wür-

dige Ruhe? Hauptmann Luz gehört nicht zu den Halunken, die ihr Vaterland dem Feind verkaufen (und für die, wenn mildernde Umstände fehlen, die Todesstrafe nicht zu hart wäre). Er hat, nicht mit sauberen Fingern, seiner Wahlheimath zu dienen versucht. Entehrt ist er nicht; nur an Porteepee und Eichen bespritzt. Er hat ein schlimmes Semester durchlebt und manchem Kameraden würde nie mehr ganz behaglich werden, ihm die Hand zu drücken. Daß er, dessen Späheraufzeichnungen längst nach Frankreich zurückgewandert sind, aus dem Käfig floh, ist uns kein Nationalunglück. Nach dem ersten Grimmanfall durften auch Deutsche über die Bekehrendheit schmunzeln. Dem französischen Offiziercorps aber wollen, müssen wir die Achtung gewähren, die wir für unseres heischen.

Beinahe möchte man sich freuen, daß die Pause vorüber, die Senatskomoedie wieder im Gang ist. Clemenceau führt noch die gute Klinge seiner Jugend. Herr de Selves ist tot und Herr Cail- laud den Patrioten als der leichtfertige Schnöde verdächtigt, der, ohne Jules und Paul Cambon um Erlaubniß zu bitten, mit den Deutschen Geschäftchen besprochen und der Republik die Sumpfsuppe eingebrockt hat. Gesprächsstoff in Fülle. Der Hauptmann sonnt sich in Algier. Nur in trübem Dunkel konnte Luz glänzen.

Anguis in herba.

„Und wenn wir nun wirklich, trotz Schnee und Greh, im neuen Reichstag eine liberal-sozialistische Mehrheit haben?“

„Nach Allem, was man sieht und hört, ist's nicht sehr wahrscheinlich. Das Sprungbrett der Liberalen ist aus morschem Holz. Die Meisten wissen nicht, wohin sie wollen, sind nur verärgert, weil die 1907 beschliffelte Beute ihnen aus den Fängen gezerrt wurde; und haben kein richtiges Herz zu der Vitanei von den allgewaltig herrschenden und knechtenden, raubenden und knebelnden Junkern und Pfaffen. Gewinnen sie, trotzdem das Centrum, höchst weise, in so vielen Kreisen schon am Zwölften für die Bundesgenossen stimmt, von der alten Mehrheit zwei Duzend Mandate, so ist Polen noch immer nicht verloren. Kann gerade Polen uns retten. Enteignet wird fürs Erste ja nicht. Aehrenthal ist dagegen: weil Galizien sonst seine Haufen wider das Bündniß mobil macht. Der deutsche Großgrundbesitz in Posen: weil die polnischen Arbeiter ihm weglaufen würden. Die Ansiedlungskommission: weil sie noch Land genug hat und mit dem durch Zwang erworbenen einstweilen nichts Profit.

liches anfangen könnte. Schwarzkopff: weil er seinen eigenen Verwaltungsplan ins Oberpräsidium mitgenommen hat und nicht ostwärts gewandert ist, um anderer Leute Kinder aufzuziehen und glattzulammen. Wird aber nicht enteignet, bleibt die Provinz ruhig, dann haben wir für alles Wichtige die Polenstimmen und die Mehrheit von 1909 hinkt höchstens ein Bißchen. Verliert sie drei Duzend Sitze, dann, freilich, ist's aus. Dann aber hält sich die neue Mehrheit nicht länger, nicht besser auf den Beinen als die vor fünf Jahren unter dem Fürsten . . . hm . . . gewählte. Im verehrlichen Bundesrath thronen ja einzelne Intelligenzen, die überzeugt sind, daß die Sozialdemokraten spätestens übermorgen vernünftig, ergo regierungsfähig werden. Ganz so weit sind wir noch nicht. Zunächst werden sie, just nach einem Sieg, sich verpflichtet glauben, dem Anhang zu beweisen, daß sie nicht gouvernemental und militärfromm geworden sind noch ihr Programm in den Reichsbrauch geschrieben haben. Schiffer und Ledebour, Wagner und Stadthagen: Das wird keinen Dauerreim geben. Im Nothfall könnte man den Schutz der Arbeitwilligen als Zankäpfelchen ins Bundeslager werfen. Nichts nach dem Sachsenwunsch natürlich; dafür wären Eure Excellenz, als Feind aller Ausnahmegesetze, nicht zu haben. Nein: irgendwas Unodines, das nur Lückenbüßer sein soll, bis das neue Strafgesetz, mit schärferer Präzisierung der in dieses Kapitel gehörigen Paragraphen, unter Dach ist. Dann mühten die Nationalliberalen (daß der Freisinn durch Raempfung zum Sieg schreitet, ist doch kaum anzunehmen) Farbe bekennen. Wird aber nicht mal nöthig sein. In gemeinsamem Haß kann alles Linke sich finden, in einer Negation; zu fruchtbarer Arbeit ist's nicht zusammenzuhalten. Noch weniger als anno Finanzreform Raniß und Wiemer, Oldenburg und Fischbeck. Ich verlasse mich auf die Affinität. Und währt der chemische Prozeß ein längeres Weilschen: um so besser für Eure Excellenz. Rämen die Konservativen schon als Sieger aus der Feldschlacht, so würden sie mit dem Unschwärzer Heubrand nicht säuberlich verfahren. Müssen sie warten und sich leise in Andere schiden, so ist hinter dem Vorhang Mancherlei anzubündeln und das Rachegericht steht ab. Obendrein: wir haben die Arme ganz frei. Keine Wahlsparole; und Lösung längst: Ueber den Parteien. Nirgends ein Grund zur Beklemmung. Unsere Personalpolitik muß der Totfeind selbst loben.°

Die Gouvernante.*)

Die beiden Kinder sind nun allein in ihrem Zimmer. Das Licht ist ausgelöscht. Dunkel liegt zwischen ihnen, nur von den Betten her kommt ein leiser weißer Schimmer. Ganz leise athmen die Beiden; man möchte glauben, sie schliefen.

„Du!“ sagt da eine Stimme. Es ist die Zwölfjährige, die leise, fast ängstlich, in das Dunkel hinfragt. „Was ist’s?“ antwortet vom anderen Bett die Schwester. Ein Jahr nur ist sie älter.

„Du bist noch wach. Das ist gut. Ich... ich möchte Dir gern etwas erzählen...“

Keine Antwort kommt von drüben. Nur ein Rascheln im Bett. Die Schwester hat sich ausgerichtet, erwartend blickt sie herüber; man kann ihre Augen funkeln sehen.

„Weißt Du... ich wollte Dir sagen... Aber sag Du mir zuerst, ist Dir nicht Etwas aufgefallen in den letzten Tagen? An unserem Fräulein?“

Die Andere zögert und denkt nach. „Ja,“ sagt sie dann, „aber ich weiß nicht recht, was es ist. Sie ist nicht mehr so streng. Lehtsin habe ich zwei Tage keine Aufgaben gemacht und sie hat mir gar nichts gesagt. Und dann ist sie so, ich weiß nicht, wie. Ich glaube, sie kümmert sich gar nicht mehr um uns, sie setzt sich immer abseits und spielt nicht mehr mit, so wie früher.“

„Ich glaube, sie ist sehr traurig und will es nur nicht zeigen. Sie spielt auch nie mehr Klavier.“

Das Schweigen kommt wieder.

Da mahnt die Ältere: „Du wolltest Etwas erzählen.“

„Ja, aber Du darfst es Niemandem sagen, wirklich Niemandem, der Mama nicht und nicht Deiner Freundin.“

„Nein, nein!“ Sie ist schon ungeduldig. „Was ist’s also!“

*) „Erstes Erlebnis, vier Geschichten aus Kinderland“: so nennt Herr Stefan Zweig das Buch, das er im Leipziger Insel-Verlag erscheinen läßt. Der Autor (auf dessen Wunsch hier eine der Kinderge-
schichten veröffentlicht wird) ist auf diesem Gebiet ein Neuling. Ein willkommener; unter den Ernstern von gestern und heute sind, bei uns, nicht viele, die sich um das Kind kümmern, in dessen engen Seelenbe-
zirk aus zärtlichem Erkenntnißwunsch einzubringen trachten. Und das
Auge, das an der Oberfläche zu haften gewöhnt ist, hatte gerade dem
österreichischen Lyriker, dem Dichter eines Thersitesdramas, dem Ver-
fasser seiner Essays, nicht den Drang zugetraut, von der komplizirten
sich zu der einfachen Menschheit zu wenden. Solcher Oberflächenblick
über sah, was Herrn Zweig zu Verhaeren zog (für dessen Verdeutschung
und Verdeutlichung er Wirkames gethan hat) und was ihm das Werk
Lascabios Hearn löstlich machte. Wird er im Kinderland heimisch?
Nicht mit Gewalt kann es, will von werbender Liebe erobert werden.

„Also . . . jetzt, wie wir schlafen gegangen sind, ist mir plötzlich eingefallen, daß ich dem Fräulein nicht ‚Gute Nacht!‘ gesagt habe. Die Schuhe hab’ ich schon ausgezogen gehabt, aber ich bin doch hinüber in ihr Zimmer, weißt Du, ganz leise, um sie zu überraschen. Ganz vorsichtig mach’ ich also die Thür auf. Zuerst hab’ ich geglaubt, sie ist nicht im Zimmer. Das Licht hat gebrannt, aber ich hab’ sie nicht gesehen. Da plötzlich (ich bin furchtbar erschrocken) hör’ ich Jemand weinen und seh’ auf einmal, daß sie ganz angezogen auf dem Bett liegt, den Kopf in den Kissen. Geschluchzt hat sie, daß ich zusammengefahren bin. Aber sie hat mich nicht bemerkt. Und da hab’ ich die Thür ganz leise wieder zugemacht. Einen Augenblick hab’ ich stehen bleiben müssen, so hab’ ich gezittert. Da kam es noch einmal ganz deutlich durch die Thür, dieses Schluchzen, und ich bin rasch heruntergelaufen.“

Sie schwiegen. Dann sagt die Eine ganz leise: „Das arme Fräulein!“ Das Wort zittert hin ins Zimmer wie ein verllorener dunkler Ton und wird wieder still.

„Ich möchte wissen, warum sie geweint hat“, fängt die Jüngere an. „Sie hat doch mit Niemand Jank gehabt in den letzten Tagen, Mama läßt sie endlich auch in Ruh mit ihren ewigen Quälereien; und wir haben ihr doch sicher nichts gethan. Warum weint sie dann so?“

„Ich kann es mir schon denken“, jagte die Ältere.

„Warum, sag’ mir, warum?“

Die Schwester zögert. Endlich sagt sie: „Ich glaube, sie ist verliebt.“

„Verliebt?“ Die Jüngere zuckt nur so auf. „Verliebt? In wen?“

„Hast Du gar nichts bemerkt?“

„Noch nicht in Otto?“

„Nicht? Und er nicht in sie? Warum hat er denn, der jetzt schon drei Jahre bei uns wohnt und studirt, uns nie begleitet und jetzt seit den paar Monaten auf einmal täglich? War er je nett zu mir oder zu Dir, bevor das Fräulein zu uns kam? Den ganzen Tag ist er jetzt um uns herum gewesen. Immer haben wir ihn zufällig getroffen, zufällig, im Volksgarten oder Stadtpark oder Prater, wo immer wir mit dem Fräulein waren. Ist Dir denn Das nie aufgefallen?“

Ganz erschrockt stammelte die Kleine:

„Ja . . . ja, natürlich habe ichs bemerkt. Ich habe nur immer gedacht, es ist . . .“ Die Stimme schlägt ihr um. Sie spricht nicht weiter.

„Ich habe es auch zuerst geglaubt; wir Mädchen sind ja immer so dumm. Aber ich habe noch rechtzeitig bemerkt, daß er uns nur als Vorwand nimmt.“

Jetzt schweigen Beide. Das Gespräch scheint zu Ende. Beide sind in Gedanken oder schon in Träumen.

Da sagt noch einmal die Kleine ganz hilflos aus dem Dunkel: „Aber warum weint sie dann wieder? Er hat sie doch gern. Und ich habe mir immer gedacht, es muß so schön sein, wenn man verliebt ist.“

„Ich weiß nicht“, jagte die Ältere ganz träumerisch, „ich habe auch geglaubt, es muß sehr schön sein.“

Und einmal noch, leise und bedauernd, von schon schlafmüden Lippen weht es herüber: „Das arme Fräulein!“

Und dann wird es still im Zimmer.

*

Am nächsten Morgen reden sie nicht wieder davon; und doch: Eine spürt es von der Anderen, daß ihre Gedanken das Gleiche umkreisen. Sie gehen an einander vorbei, weichen aus, aber doch begegnen sich unwillkürlich ihre Blicke, wenn Beide von der Seite die Gouvernante betrachten. Bei Tisch beobachten sie Otto, den Cousin, der seit Jahren im Haus lebt, wie einen Fremden. Sie reden nicht mit ihm, aber unter den gesenkten Libern schielen sie immer hin, ob er sich mit ihrem Fräulein verständige. Eine Unruhe ist in Beiden. Sie spielen heute nicht, sondern thun in ihrer Nervosität, hinter das Geheimniß zu kommen, unnütze und gleichgiltige Dinge. Abends fragt nur die Eine, kühl, als ob es ihr gleichgiltig sei: „Hast Du wieder Etwas bemerkt?“ „Nein“, sagt die Schwester und wendet sich ab. Beide haben irgendwie Angst vor einem Gespräch. Und so geht es ein paar Tage weiter, dieses kumme Beobachten und im Kreise Herumspüren der beiden Kinder, die unruhig und unbewußt sich einem funkelnden Geheimniß nah fühlen.

Endlich, nach ein paar Tagen, merkt die Eine, wie bei Tisch die Gouvernante Otto leise mit den Augen zuwinkt. Er nickt leise mit dem Kopf. Das Kind zittert vor Erregung. Unter dem Tisch tastet sie leise an die Hand der älteren Schwester. Wie Die sich ihr zuwendet, sunfelt sie ihr mit den Augen entgegen. Die versteht sofort die Geste und wird auch unruhig.

Als sie von der Mahlzeit aufstehen, sagt die Gouvernante zu den Mädchen: „Geht in Euer Zimmer und beschäftigt Euch ein Bißchen. Ich habe Kopfschmerzen und will für eine halbe Stunde ausruhen.“

Die Kinder sehen nieder. Vorsichtig rühren sie sich an mit den Händen, wie um einander aufmerksam zu machen. Und kaum ist die Gouvernante fort, so springt die Kleinere auf die Schwester zu: „Paß auf, jetzt geht Otto in ihr Zimmer.“

„Natürlich! Darum hat sie uns doch hineingeschickt!“

„Wir müssen vor der Thür horchen!“

„Aber wenn Jemand kommt?“

„Wer denn?“

„Mama.“

Die Kleine erschrickt. „Ja, dann...“

„Weißt Du was? Ich horche an der Thür und Du bleibst draußen im Gang und gibst mir ein Zeichen, wenn Jemand kommt. So sind wir sicher.“

Die Kleine macht ein verbrossenes Gesicht. „Aber Du erzählst mir dann nichts!“

„Alles!“

„Wirklich Alles... aber Alles!“

„Ja, mein Wort darauf. Und Du hustest, wenn Du Jemanden kommen hörst.“

Sie warten im Gang, zitternd, aufgereg. Ihr Blut pocht wild. Was wird kommen? Eng drücken sie sich an einander.

Ein Schritt. Sie stieben fort. In das Dunkel hinein. Richtig: es ist Otto. Er saßt die Klinke, die Thür schließt sich. Wie ein Pfeil schießt die Aeltere nach und drückt sich an die Thür, ohne Athemholen horchend. Die Jüngere sieht sehnüchtig hin. Die Keugier verbrennt sie, es reizt sie vom angewiesenen Platz. Sie schleicht heran, aber die Schwester stößt sie zornig weg. So wartet sie wieder draußen, zwei, drei Minuten, die ihr eine Ewigkeit scheinen. Sie fiebert vor Ungeduld, wie auf glühendem Boden zappelt sie hin und her. Fast ist ihr das Weinen nah vor Erregung und Zorn, daß die Schwester Alles hört und sie nichts. Da fällt drüben, im dritten Zimmer, eine Thür zu. Sie hustet. Und Beide stürzen sie weg, hinein in ihren Raum. Dort stehen sie einen Augenblick athemlos, mit pochenden Herzen. Dann drängt die Jüngere gierig: „Also ... erzähle mir.“

Die Aeltere macht ein nachdenkliches Gesicht. Endlich sagt sie, ganz versonnen, wie zu sich selbst: „Ich verstehe es nicht!“

„Was?“

„Es ist so merkwürdig.“

„Was ... was ...?“ Die Jüngere leucht die Worte nur so heraus. Nun versucht die Schwester, sich zu besinnen. Die Kleine hat sich an sie gepreßt, ganz nah, damit ihr kein Wort entgehen könne.

„Es war ganz merkwürdig ... so ganz anders, als ich mir es dachte. Ich glaube, wie er ins Zimmer kam, hat er sie umarmen wollen oder küssen, denn sie hat zu ihm gesagt: 'Laß Daß, ich habe mit Dir Ernstes zu bereben.' Sehen habe ich nichts können, der Schlüssel hat von innen gesteckt, aber ganz genau gehört habe ich. 'Was ist denn los?' hat der Otto darauf gesagt, doch ich habe ihn nie so reden hören. Du weißt doch, er redet sonst gern so frech und laut. Daß hat er aber so zaghaft gesagt, daß ich gleich gespürt habe, er hat irgendwie Angst. Und auch sie muß gemerkt haben, daß er lügt, denn sie hat nur ganz leise gesagt: 'Du weißt es ja schon.' 'Nein, ich weiß gar nichts.' 'So,' hat sie da gesagt (und so traurig, so furchtbar traurig); und warum ziehst Du Dich denn auf einmal von mir zurück? Seit acht Tagen hast Du kein Wort mit mir geredet, Du weichst mir aus, wo Du kannst, mit den Kindern gehst Du nicht mehr, kommst nicht mehr in den Park. Bin ich Dir auf einmal so fremd? Oh, Du weißt schon, warum Du Dich auf einmal fernhältst.' Er hat geschwiegen und dann gesagt: 'Ich stehe jezt vor der Prüfung, ich habe viel zu arbeiten und für nichts Anderes mehr Zeit. Es geht jezt nicht anders.' Da hat sie zu weinen angefangen und hat ihm dann gesagt, unter Thränen, aber so mild und gut: 'Otto, warum lügst Du denn? Sag doch die Wahrheit! Daß habe ich wirklich nicht verdient um Dich. Ich habe ja nichts verlangt, aber geredet muß doch darüber werden zwischen uns Zweien. Du weißt ja,

was ich Dir zu sagen habe, an den Augen seh ich Dir's an.' Was denn?' hat er gestammelt, aber ganz, ganz schwach. Und da sagte sie . . ."

Das Mädchen fängt plötzlich zu zittern an und kann nicht weiter reden vor Erregung. Die Jüngere preßt sich enger an sie. „Was . . . was denn?“

„Da sagte sie: 'Ich hab' doch ein Kind von Dir!'"

Wie ein Blitz fährt die Kleine auf: „Ein Kind! Ein Kind! Das ist doch unmöglich!“

„Aber sie hat es gesagt.“

„Du mußt schlecht gehört haben.“

„Nein, nein! Und er hat es wiederholt; genau so wie Du ist er aufgefahren und hat gerufen: 'Ein Kind!' Sie hat lange geschwiegen und dann gesagt: 'Was soll jezt geschehen?' Und dann . . .“

„Und dann?“

„Dann hast Du gehustet und ich habe weglaufen müssen.“

Die Jüngere starrt ganz verstört vor sich hin. „Ein Kind! Das ist doch unmöglich. Wo soll sie denn das Kind haben?“

„Ich weiß nicht. Das ist es ja, was ich nicht verstehe.“

„Vielleicht zu Hause wo . . . Bevor sie zu uns herkam. Mama hat ihr natürlich nicht erlaubt, es mitzubringen, wegen uns. Darum ist sie auch so traurig.“

„Aber geh, damals hat sie doch Otto noch gar nicht gekannt!“

Sie schweigen wieder, rathlos, unschlüssig herumgrübelnd. Der Gedanke peinigt sie. Und wieder fängt die Kleine an: „Ein Kind? Das ist ganz unmöglich! Wieso kann sie ein Kind haben? Sie ist doch nicht verheirathet; und nur verheirathete Leute haben Kinder. Das weiß ich.“

„Vielleicht war sie verheirathet.“

„Aber sei doch nicht so dumm! Doch nicht mit Otto.“

„Aber wieso . . .?“

Rathlos starren sie einander an.

„Das arme Fräulein“, sagt die Eine ganz traurig. Es kommt immer wieder, dieses Wort, ausklingend in einen Seufzer des Mitleids. Und immer wieder flackert die Neugier dazwischen.

„Ob es ein Mädchen ist oder ein Bub?“

„Wer kann Das wissen?“

„Was glaubst Du: wenn ich sie einmal fragen würde . . . ganz, ganz vorsichtig . . .“

„Du bist verrückt!..“

„Warum? Sie ist doch so gut zu uns.“

„Aber was fällt Dir ein! Uns sagt man doch solche Sachen nicht. Uns verschweigt man Alles. Wenn wir ins Zimmer kommen, hören sie immer auf, zu sprechen, und reben dummes Zeug mit uns, als ob wir Kinder wären; und ich bin doch schon dreizehn Jahre. Wozu willst Du sie fragen? Uns sagt man ja doch nur Lügen.“

„Aber ich hätte es so gern gewußt.“

„Glaubst Du, ich nicht?“

„Weißt Du . . . was ich eigentlich am Wenigsten verstehe, ist, daß Otto nichts davon gewußt haben soll. Man weiß doch, daß man ein Kind hat, so wie man weiß, daß man Eltern hat.“

„Er hat sich nur so gestellt, der Schuft. Er verstellt sich immer.“

„Aber bei so Etwas doch nicht. Nur . . . nur . . ., wenn er uns Etwas vormachen will . . .“

Da kommt das Fräulein herein. Sie sind sofort still und scheinen zu arbeiten. Aber von der Seite schielen sie hin zu ihr. Ihre Augen sind geröthet, ihre Stimmen etwas tiefer und vibrierender als sonst. Die Kinder sind ganz still; mit einer ehrfürchtigen Scheu sehen sie plötzlich zu ihr auf. „Sie hat ein Kind,“ müssen sie immer wieder denken, „daraus ist sie so traurig.“ Und langsam werden sie es selbst.

*

Am nächsten Tag, bei Tisch, erwartet sie eine jähe Nachricht. Otto verläßt das Haus. Er hat dem Onkel erklärt, er stehe jetzt knapp vor den Prüfungen, müsse intensiv arbeiten und hier sei er zu sehr gestört. Er werde sich irgendwo ein Zimmer nehmen für diese zwei Monate, bis Alles vorüber sei.

Die beiden Kinder sind furchtbar erregt, wie sie es hören. Sie ahnen irgendeinen geheimen Zusammenhang mit dem Gespräch von gestern, spüren mit ihrem geschärften Instinkt eine Feigheit, eine Flucht. Als Otto ihnen Adieu sagen will, sind sie grob und wenden ihm den Rücken. Aber sie schielen hin, wie er jetzt vor dem Fräulein steht.

Der zuckt es um die Lippen, aber sie reicht ihm ruhig, ohne ein Wort, die Hand.

Ganz anders sind die Kinder geworden in diesen paar Tagen. Sie haben ihre Spiele verloren und ihr Lachen, die Augen sind ohne den munteren, unbesorgten Schein. Eine Unruhe und Ungewißheit ist in ihnen, ein wildes Mißtrauen gegen alle Menschen um sie her. Sie glauben nicht mehr, was man ihnen sagt, wittern Lüge und Absicht hinter jedem Wort. Sie blicken und spähen den ganzen Tag, jede Bewegung belauern sie, jedes Zucken, jede Betonung fangen sie auf. Die Schatten geistern sie hinter Allem her, vor den Thüren horchen sie, um Etwas zu erschassen, eine leidenschaftliche Bemühung ist in ihnen, das dunkle Netz dieser Geheimnisse abzuschütteln von ihren unwilligen Schultern oder durch eine Maske in die Welt der Wirklichkeit wenigstens einen Blick zu thun. Der kindische Glaube, diese heitere, unbesorgte Blindheit ist von ihnen abgefallen. Und dann: sie ahnen aus der Schwüle der Geschehnisse irgendeine neue Entladung und haben Angst, sie könnten sie versäumen. Seit sie wissen, daß Lüge um sie ist, sind sie zäh und lauern geworden, selbst verschlagen und verlogen. Sie ducken sich in der Nähe der Eltern in eine nun geheuchelte Kinderhaftigkeit hinein und schlafert dann auf in eine jähe Beweglichkeit. Ihr ganzes Wesen ist aufgelöst in eine nervöse Unruhe, ihre Augen, die

früher einen leichten Glanz sanft trugen, scheinen funkelnder und tiefer. So hilflos sind sie in ihrem steten Spähen und Spioniren, daß sie inniger werden in ihrer Liebe zu einander. Manchmal umarmen sie einander plötzlich stürmisch aus dem Gefühl ihrer Unwissenheit, dem jäh aufquellenden Zärtlichkeitsbedürfniß überschwänglich nachgebend, oder sie brechen in Thränen aus. Unscheinend ohne Ursache ist ihr Leben mit einem Male eine Krise geworden.

Unter den vielen Kränkungen, für die ihnen erst jetzt das Gefühl erweckt worden ist, spüren sie eine am Meisten. Ganz still, ohne Wort haben sie sich verpflichtet, dem Fräulein, das so traurig ist, möglichst viel Freude zu bereiten. Sie machen ihre Aufgaben fleißig und sorgsam, helfen einander aus, sie sind still, geben keinen Grund zur Klage, springen jedem Wunsch voraus. Aber das Fräulein merkt es gar nicht. Das thut ihnen so weh. Ganz anders ist sie geworden in letzter Zeit. Manchmal, wenn eins der Mädchen sie anspricht, zuckt sie zusammen, wie aus dem Schlaf geschreckt. Und ihr Blick kommt dann immer erst suchend aus einer weiten Ferne zurück. Stunden lang sitzt sie oft da und schaut träumerisch vor sich hin. Dann schleichen die Mädchen auf den Beinen herum, um sie nicht zu stören; sie spüren dumpf und geheimnißvoll: Jetzt denkt sie an ihr Kind, das irgendwo in der Ferne ist. Und immer mehr, aus den Tiefen ihrer nun erwachenden Weiblichkeit, lieben sie das Fräulein, das jetzt so mild geworden ist und so sanft. Ihr sonst frischer und übermüthiger Gang ist nun bedächtiger, ihre Bewegungen sind vorsichtiger und die Kinder ahnen in Alledem eine geheime Traurigkeit. Sie sahen sie nie weinen, aber ihre Lider sind oft geröthet. Sie merken, daß das Fräulein ihren Schmerz vor ihnen geheim halten will, und sind verzweifelt, ihr nicht helfen zu können.

Und einmal, wie sich das Fräulein zum Fenster hin abgewandt hat und mit dem Taschentuch über die Augen fährt, faßt die Kleinere plötzlich Muth, ergreift leise ihre Hand und sagt: „Fräulein, Sie sind so traurig die letzte Zeit. Nicht wahr, wir sind doch nicht schuld daran?“

Das Fräulein sieht sie bewegt an und streift ihr mit der Hand über das weiche Haar. „Nein, Kind, nein“, sagt sie. „Ihr gewiß nicht.“ Und küßt sie sanft auf die Stirn.

*

Lauernd und beobachtend, nichts außer Acht lassend, was sich im Umkreis ihrer Blicke rührt, hat Eine in diesen Tagen, plötzlich ins Zimmer tretend, ein Wort aufgefangen. Gerade ein Satz war es nur, denn die Eltern haben sofort das Gespräch abgebrochen, aber jedes Wort entzündet in ihnen jetzt tausend Vermuthungen. „Mir ist auch schon so Etwas ausgefallen“, hat die Mutter gesagt. „Ich werde sie mir dann ins Verhör nehmen.“ Das Kind hat es zuerst auf sich bezogen und ist, fast ängstlich, zur Schwester geeilt, um Rath, um Hilfe. Aber mittags merken sie, wie die Blicke ihrer Eltern prüfend auf dem

unachtsam verträumten Gesicht des Fräuleins ruhen und einander dann begegnen.

Nach Tisch sagt die Mutter leichtthin zum Fräulein: „Bitte, kommen Sie dann in mein Zimmer. Ich habe mit Ihnen zu sprechen.“ Das Fräulein neigt leise den Kopf. Die Mädchen zittern heftig, sie spüren: jezt wird Etwas geschehen.

Und sofort, wie das Fräulein hineingeht, stürzen sie nach. Dieses An-den-Thüren-Stehen, das Durchstöbern der Ecken, das Lauschen und Belauern ist für sie ganz selbstverständlich geworden. Sie spüren gar nicht mehr das Häßliche und Verwegene daran, sie haben nur einen Gedanken: sich aller Geheimnisse zu bemächtigen, mit denen man ihnen noch nicht anvertraut hat.

Sie horchen. Aber nur ein leises Zischeln von geflüsterten Worten hören sie. Ihr Körper zittert nervös. Sie haben Angst, Alles könnte ihnen entgehen. Da wird drin eine Stimme lauter. Es ist die ihrer Mutter. Böse und zänkisch klingt sie: „Haben Sie geglaubt, daß alle Leute blind sind, daß man so Etwas nicht bemerkt? Ich kann mir denken, wie Sie Ihre Pflicht erfüllt haben mit solchen Gedanken und solcher Moral. Und so Jemandem habe ich die Erziehung meiner Kinder anvertraut, meiner Töchter, die Sie, weiß Gott, wie, vernachlässigt haben...“

Das Fräulein scheint zu erwidern. Aber zu leise spricht sie, als daß die Kinder verstehen könnten.

„Ausreden, Ausreden! Jede leichtfertige Person hat ihre Ausrede. Das giebt sich dem Erstbesten hin und denkt an nichts. Der liebe Gott wird schon weiterhelfen. Und so Jemand will Erzieherin sein, Mädchen heranbilden! Eine Frechheit! Sie glauben doch nicht, daß ich Sie in diesem Zustand noch länger im Hause behalten werde?“

Die Kinder horchen draußen. Schauer rinnen über ihren Körper. Sie verstehen das Alles nicht, aber es ist ihnen furchtbar, die Stimme ihrer Mutter so zornig zu hören; und jezt als einzige Antwort das leise wilde Schluchzen des Fräuleins. Thränen quellen auf in ihren Augen. Aber ihre Mutter scheint nur erregter zu werden.

„Das ist das Einzige, was Sie wissen, jezt zu weinen. Das rührt mich nicht. Mit solchen Personen habe ich kein Mitleid. Was aus Ihnen jezt wird, geht mich gar nicht an. Sie werden ja wissen, an wen Sie sich zu wenden haben, ich frage Sie gar nicht danach. Ich weiß nur, daß ich Jemanden, der so niederträchtig seine Pflicht vernachlässigt hat, nicht einen Tag mehr in meinem Hause dulde.“

Nur Schluchzen antwortet, dieses verzweifelte, thierisch wilde Schluchzen, das die Kinder draußen schüttelt wie ein Fieber. Nie haben sie so weinen hören. Und dumpf fühlen sie, wer so weint, kann nicht Unrecht haben. Ihre Mutter schweigt jezt und wartet. Dann sagt sie plötzlich schroff: „So, Das habe ich Ihnen nur sagen wollen. Richten Sie heute Ihre Sachen und kommen Sie morgen früh um Ihren Lohn. Adieu!“

Die Kinder springen weg von der Thür und retten sich hinein in ihr Zimmer. Was war Das? Wie ein Blitz ist es vor ihnen niedergefahren. Bleich und schauernd stehen sie da. Zum ersten Mal ahnen sie irgendwie die Wirklichkeit. Und zum ersten Mal wagen sie Etwas wie Auflehnung gegen ihre Eltern zu empfinden.

„Das war gemein von Mama, so mit ihr zu reden“, jagte die Aeltere mit verbissenen Lippen.

Die Kleine schritt noch zurück vor dem verwegenen Wort. „Aber wir wissen doch gar nicht, was sie gethan hat“, stottert sie klagend.

„Sicher nichts Schlechtes. Das Fräulein kann nichts Schlechtes gethan haben. Mama kennt sie nicht.“

„Und dann, wie sie geweint hat! Angst hat es mir gemacht.“

„Ja, Das war furchtbar. Aber wie auch Mama mit ihr geschrien hat! Das war gemein. Ich sage Dir: Das war gemein.“ Sie stampft auf mit dem Fuß. Thränen verhüllen ihr die Augen. Da kommt das Fräulein herein. Sie sieht sehr müde aus.

„Kinder, ich habe heute nachmittags zu thun. Nicht wahr, Ihr bleibt allein, ich kann mich auf Euch verlassen? Ich sehe dann abends nach Euch.“ Sie geht, ohne die Erregung der Kinder zu merken.

„Hast Du gesehen? Ihre Augen waren ganz verweint. Ich verstehe nicht, daß Mama mit ihr so umgehen konnte.“

„Das arme Fräulein!“

Es klingt wieder auf, mitleidig und thränen tief. Verstört stehen sie da. Da kommt ihre Mutter herein und fragt, ob sie mit ihr spaziren fahren wollen. Die Kinder weichen aus. Sie haben Angst vor Mama. Und dann empört es sie, daß ihnen nichts über die Verabschiedung des Fräuleins gesagt wird. Sie bleiben lieber allein. Wie zwei Schwalben in einem engen Käfig schießen sie hin und her, erdrückt von dieser Atmosphäre der Lüge und des Verschweigens. Sie überlegen, ob sie nicht hinein zum Fräulein sollen und sie fragen, mit ihr reden über Alles, daß sie dableiben solle und daß Mama Unrecht hat. Aber sie haben Angst, sie zu kränken. Und dann schämen sie sich: Alles, was sie wissen, haben sie ja erhorcht und erschlichen. Sie müssen sich dumm stellen, dumm, wie sie es waren bis vor zwei, drei Wochen. So bleiben sie allein, einen endlosen langen Nachmittag, grübelnd und weinend und immer diese schreckhaften Stimmen im Ohr, den bösen, herzlosen Jörn ihrer Mutter und das verzweifelte Schluchzen des Fräuleins.

Abends sieht das Fräulein flüchtig zu ihnen herein und sagt ihnen Gute Nacht. Die Kinder zittern, da sie sie hinausgehen sehen; sie möchten ihr gern noch Etwas sagen. Aber jetzt, da das Fräulein schon an der Thür ist, wendet sie sich selbst plötzlich, wie von diesem stummen Wunsch zurückgerissen, noch einmal um. Etwas glänzt in ihren Augen, feucht und trüb. Sie umarmt beide Kinder, die wild zu schluchzen anfangen, küßt sie noch einmal und geht dann hastig hinaus. In Thränen stehen die Kinder da. Sie fühlen: Das war ein Abschied.

„Wir werden sie nicht mehr sehen!“

„Paß auf, wenn wir morgen von der Schule zurückkommen, ist sie nicht mehr da.“

„Vielleicht können wir sie dann noch besuchen. Dann zeigt sie uns auch sicher ihr Kind.“

„Ja, sie ist so gut.“

„Das arme Fräulein!“ Es ist schon wieder ein Seufzer ihres eigenen Schicksals.

„Kannst Du Dir denken, wie Das jetzt werden wird ohne sie?“

„Ich werde nie ein anderes Fräulein leiden können.“

„Ich auch nicht.“

„Keine wird so gut mit uns sein. Und dann . . .“

Sie wagt es nicht zu sagen. Aber ein unbewußtes Gefühl der Weiblichkeit macht sie ihnen ehrfürchtig, seit sie wissen, daß sie ein Kind hat. Beide denken immer daran, und jetzt schon nicht mehr mit dieser kindischen Neugier, sondern im Tiefsten ergriffen und mitleidig.

„Du,“ sagte die Eine, „hör' zu!“

„Ja.“

„Weißt Du, ich möchte dem Fräulein noch gern eine Freude machen, ehe sie weggeht. Damit sie weiß, daß wir sie gern haben und nicht so sind wie Mama. Willst Du?“

„Wie kannst Du noch fragen!“

„Ich habe mir gedacht, sie hatte doch weiße Rosen so gern, und da denke ich, weißt Du, wir könnten ihr morgen früh, ehe wir in die Schule gehen, ein paar kaufen und die stellen wir ihr dann ins Zimmer.“

„Wann aber?“

„Zu Mittag.“

„Da ist sie sicher schon fort. Weißt Du, da lauf ich lieber ganz in der Früh hinunter und hole sie rasch, ohne daß es Jemand merkt. Und die bringen wir ihr dann hinein ins Zimmer.“

„Ja, und wir stehen ganz früh auf.“

Sie nehmen ihre Sparbüchsen, schütten redlich ihr ganzes Geld zusammen. Nun sind sie wieder froher, seit sie wissen, daß sie dem Fräulein ihre stumme, hingebungsvolle Liebe noch werden zeigen können.



Ganz zeitig stehen sie dann auf. Wie sie, die schönen vollen Rosen in der leicht zitternden Hand, an die Thür des Fräuleins pochen, antwortet ihnen Niemand. Sie glauben das Fräulein schlafend und schleichen vorsichtig hinein. Aber das Zimmer ist leer, das Bett unberührt. Alles liegt in Unordnung herum verstreut, auf der dunklen Tischdecke schimmern ein paar Briefe.

Die beiden Kinder erschrecken. Was ist geschehen?

„Ich gehe hinein zu Mama“, sagt die Ältere entschlossen. Und trohig, mit finsternen Augen, ganz ohne Angst pflanzt sie sich vor ihrer Mutter auf und fragt: „Wo ist unser Fräulein?“

„Sie wird in ihrem Zimmer sein“, sagt die Mutter ganz erstaunt. „Ihr Zimmer ist leer, das Bett ist unberührt. Sie muß schon gestern abends weggegangen sein. Warum hat man uns nichts davon gesagt?“

Die Mutter merkt gar nicht den bösen, herausfordernden Ton. Sie ist blaß geworden und geht hinein zum Vater, der dann rasch im Zimmer des Fräuleins verschwindet.

Er bleibt lange aus. Das Kind beobachtet die Mutter, die sehr erregt scheint, mit einem steten zornigen Blick, dem ihre Augen nicht recht zu begegnen wagen.

Da kommt der Vater zurück. Er ist ganz sahl im Gesicht und trägt einen Brief in der Hand. Er geht mit der Mutter hinein ins Zimmer und spricht drinnen mit ihr leise. Die Kinder stehen draußen und wagen auf einmal nicht mehr zu horchen. Sie haben Angst vor dem Zorn des Vaters, der jetzt aussah, wie sie ihn nie gekannt hatten.

Ihre Mutter, die nun aus dem Zimmer tritt, hat verweinte Augen und blickt verstört. Die Kinder kommen ihr, unbewußt, wie von ihrer Angst gestoßen, entgegen und wollen sie wieder fragen. Aber sie sagt hart: „Geht jetzt in die Schule, es ist schon spät.“

Und die Kinder müssen gehen. Wie im Traum sitzen sie dort vier, fünf Stunden unter all den anderen und hören kein Wort. Wild stürmen sie nach Hause zurück.

Dort ist Alles wie immer; nur ein furchtbarer Gedanke scheint die Menschen zu erfüllen. Keiner spricht, aber Alle, selbst die Dienstboten, haben so eigene Blicke. Die Mutter kommt den Kindern entgegen. Sie scheint sich vorbereitet zu haben, ihnen Etwas zu sagen. Sie beginnt: „Kinder, euer Fräulein kommt nicht mehr, sie ist . . .“

Aber sie wagt nicht, zu Ende zu sprechen. So funkelnd, so drohend, so gefährlich sind die Augen der beiden Kinder in die ihren gebohrt, daß sie nicht wagt, ihnen eine Lüge zu sagen. Sie wendet sich um und geht weiter, flüchtet in ihr Zimmer hinein.

Nachmittags taucht plötzlich Otto auf. Man hat ihn hergerufen, ein Brief für ihn war da. Auch er ist bleich. Verstört steht er herum. Niemand redet mit ihm. Alle weichen ihm aus. Da sieht er die beiden Kinder in der Ecke lauern und will sie begrüßen.

„Rühr' mich nicht an!“ sagt die Eine, schauernd vor Ekel. Und die Andere spuckt vor ihm aus. Er irrt noch verlegen, verwirrt eine Weile herum. Dann verschwindet er.

Keiner spricht mit den Kindern. Sie selbst wechseln kein Wort. Blaß und verstört, rastlos, wie Thiere in einem Käfig, wandern sie in den Zimmern herum, begegnen sich immer wieder, sehen sich in die verweinten Augen und sagen kein Wort. Sie wissen jetzt Alles. Sie wissen, daß man sie belogen hat, daß alle Menschen schlecht und niederträchtig sein können. Sie lieben ihre Eltern nicht mehr, sie glauben nicht mehr an sie. Zu Keinem, wissen sie, werden sie Vertrauen haben dürfen; nun wird sich auf ihre schmalen Schultern die ganze Last des

ungeheuren Lebens thürmen. Wie in einen Abgrund sind sie aus der heiteren Behaglichkeit ihrer Kindheit gestürzt. Noch können sie das Furchtbare, das um sie geschehen ist, nicht fassen, aber ihr Denken würgt daran und droht, sie damit zu ersticken. Fiebrige Gluth liegt auf ihren Wangen und sie haben einen bösen, gereizten Blick. Wie frierend in ihrer Einsamkeit irren sie auf und ab. Keiner, nicht einmal die Eltern, wagt, mit ihnen zu sprechen, so furchtbar sehen sie Jeden an; ihr unablässiges Herumwandern spiegelt die Erregung, die in ihnen wühlt. Und eine schredhafte Gemeinsamkeit ist in den Beiden, ohne daß sie zusammen sprechen. Das Schweigen, das undurchdringliche, fraglose Schweigen, der tödtliche verschlossene Schmerz ohne Schrei und ohne Thräne macht sie Allen fremd und gefährlich. Niemand kommt ihnen nah, der Zugang zu ihren Seelen ist abgebrochen, vielleicht auf Jahre hinaus. Feinde sind sie, fühlen Alle um sie, und entschlossene Feinde, die nicht mehr verzeihen können. Denn seit gestern sind sie keine Kinder mehr.

An diesem Nachmittag werden sie älter um viele Jahre. Und erst, wie sie dann abends im Dunkel ihres Zimmers allein sind, erwacht in ihnen die Kinderangst, die Angst vor der Einsamkeit, vor den Bildern der Toten und dann eine ahnungsvolle Angst vor unbestimmten Dingen. In der allgemeinen Erregung des Hauses hat man das Zimmer zu heizen vergessen. So kriechen sie fröstelnd zusammen in ein Bett, umschlingen sich fest mit den mageren Kinderarmen und pressen die schmalen, noch nicht aufgeblühten Körper Eine an die Andere, wie um Hilfe zu suchen vor ihrer Angst. Noch immer wagen sie nicht, miteinander zu sprechen. Aber jetzt bricht die jüngere endlich in Thränen aus und die Ältere schluchzt wild mit. Eng umschlungen, weinen sie, baden sich das Gesicht mit den warmen, zaghaft und dann rascher niederrollenden Thränen, fangen, Brust an Brust, die Eine der Anderen schluchzenden Stoß auf und geben ihn schauernd zurück. Ein einziger Schmerz sind die Beiden, ein einziger weinender Körper im Dunkel. Sie weinen nicht mehr um das Fräulein, auch nicht um die Eltern, die nun für sie verloren sind, sondern ein jähes Grauen schüttelt sie, eine Angst vor Alledem, was nun kommen wird aus dieser unbekannten Welt, in die sie heute den ersten erschreckten Blick gethan haben. Angst haben sie vor dem Leben, in das sie nun aufwachen, vor dem Leben, das dunkel und drohend vor ihnen steht, wie ein finsterner Wald, den sie durchschreiten müssen. Immer dämmerhafter wird ihr wirres Angstgefühl, traumhaft fast, immer leiser ihr Schluchzen. Ihre Athemzüge fließen nun sanft in einander, wie vorher ihre Thränen. Und so schlafen sie endlich ein.

Wien.

Stefan Zweig.



Italien im Dreibund.

Wenn man den Aeußerungen von Blättern Glauben schenken darf, die den Kabinetten von Berlin und Wien nahe stehen, wird von diesen Regierungen die Erneuerung des demnächst ablaufenden Dreibundvertrages beabsichtigt. Daß das feste Freundschaftsverhältniß zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland neu verbriefet wird, ist der Zustimmung des ganzen deutschen Volkes, doch auch der meisten Bewohner der Donaumonarchie sicher. Etwas anders liegt die Sache mit Italien; und der Versuch, daß pro und contra einer erneuten Bindung an diese Macht einer Prüfung zu unterziehen, kann der Mühe lohnen.

Daß Italien die Initiative zur Lösung des Bundes ergreifen werde, scheint, trotz allem Gaubinistischen Geschrei, ausgeschlossen. Die Vortheile des Bündnisses für diesen Staat sind leicht erkennbar. Obendrein wußte er, wie die Geschichte der letzten Jahre erweist, sich seine volle Handlungsfreiheit zu sichern.

Durchaus nicht eben so liegen die Verhältnisse für die beiden anderen Bündnißtheilhaber. Wie Fürst Bismarck, der Begründer des neuen Deutschen Reiches, bis zu seiner Verabschiedung eine rein kontinentale Politik trieb, so war auch der von ihm geschaffene Dreibund auf das Festland beschränkt. Er wollte den status quo und den kontinentalen Frieden sichern gegen zwei Faktoren, deren Friedensliebe dem großen Bismarck nicht über allen Zweifel erhaben schien: Frankreich und Rußland. England blieb bei dem Abkommen ganz aus dem Spiel. Man wußte nur, daß dieses Land sich sehr günstig zu dem Bund stellte und dessen Abschluß als Garantie für den europäischen Frieden ansah. Im Lauf der Jahre verschob sich das Verhältniß Deutschlands zu England, zum Theil durch die Macht der Umstände (Eintritt Deutschlands in die Reihe der Seemächte, Ausdehnung seines Handels und seiner Schifffahrt, Konkurrenzneid der englischen Kaufmannswelt), zum Theil durch die fortgesetzten Fehler der deutschen Diplomatie. Um die selbe Zeit wurde eine Annäherung Italiens an Frankreich wahrnehmbar; keine Extratour, wie ein leichtherziger Staatsmann zu sagen beliebte, sondern eine dauernde Annäherung, vor Allem bedingt durch den endgiltigen Verzicht der Republik auf Interventionen zu Gunsten des Stuhles Petri. Die Nachbarschaft, die Rassen-gemeinschaft, die gleiche lateinische Kultur, die selben freiheitlichen Staatsformen, die Abhängigkeit vom französischen Geldmarkt waren weitere Gründe zu einem Freundschaftsverhältniß, das jedem Italiener ans Herz gewachsen ist und das fester und dauerhafter

erscheint als das Bundesverhältniß zu den unbeliebten nordischen Barbaren. Der deutsch-englische Zwist und die italienisch-französische Verbrüderung loderten die Grundlagen der Alliance.

Vor Jahren hatte Italien ganz offen die berliner Regierung darauf hingewiesen, daß im Fall eines deutsch-englischen Krieges der casus foederis nicht eintreten könne. Unsere Regierung scheint damals noch diese Eventualität für völlig undenkbar gehalten zu haben; immerhin wurde die Zwangslage Italiens von ihr anerkannt. Thatsächlich ist dieses Land in Folge seiner Küstenentwicklung, mit seinem langen, dünnen Leib, seinen fast ausnahmslos offenen Seehäfen, der exponirten Lage seiner Hauptstadt Rom auf Gnade und Ungnade einer mit seiner Flotte das Mittelmeer beherrschenden Macht ausgeliefert. Wer herrscht aber heute unumschränkter denn je im Mittelmeer? Das mit Frankreich eng verbündete Albion. Wer nur kann Deutschlands Gegner in dem Krieg sein, der uns in diesem Sommer so drohend nah schien? Wieder das mit Frankreich vereinte England. Der italienische Bundesgenosse ist also für Deutschland zunächst mit Null einzusehen.

Für Oesterreich-Ungarn war der leitende Gedanke beim Abschluß des Bündnisses mit Italien der Wunsch, im Fall eines Konfliktes mit Rußland, der, zum Beispiel, im Winter 1886 fast unvermeidlich erschien, den Rücken frei zu haben. Inzwischen haben sich die Beziehungen zwischen Newa und Donau wesentlich gebessert; zunächst freilich dadurch, daß der japanische Krieg und innere Unruhen das Zarenreich zum Verzicht auf Aktivität nöthigten. Die latente Rivalität ist aber geblieben und auf dem Balkan liegen die Keime künftiger Konflikte. An und für sich scheint also die Wichtigkeit des Bündnisses mit Italien für die dualistische Monarchie weiter zu bestehen. Leider sind nur auch hier erhebliche Verschlebungungen eingetreten. Italien hat für nützlich gehalten, an der ihm gegenüberliegenden adriatischen Küste eine Maulwurfsarbeit zu beginnen, die in Wien die ernsteste Sorge erregte. Wenn die Italiener die Adria als mare nostro reklamiren, so ist es für die Oesterreicher eine Lebensfrage, sich den Zugang zu Triest, ihrem einzigen größeren Exporthafen, nicht verschließen zu lassen. Sehr bedenklich stimmte ferner in Wien die Intimität mit Montenegro und mit Serbien. Italien identifizierte sich 1909 so mit diesem Königreich und den angeblich von Oesterreich durch die bosnische Aktion verletzten südslavischen Interessen, daß die Mobilmachungsordres schon bereit lag. Daß es damals nicht zu einem österreichisch-italienischen Kriege kam, ist lediglich Frankreich zu verdanken, das Eduard dem Siebenten nicht die Raftanien aus dem Feuer holen

und den Russen nicht das nöthige Kleingeld zur Mobilisirung vorstrecken wollte. Wahr bleibt aber, daß Italien, trotz dem Bündniß, während der ganzen bosnisch-serbischen Krisis stets diplomatisch auf der Seite der Gegner der nur von Deutschland gestützten österreichisch-ungarischen Monarchie stand. In richtiger Erkenntniß solcher Thatfachen, die den eigentlichen Werth des Bundes beleuchteten, hat denn auch der Kaiserliche und Königl. Generalstab an der italienischen Grenze Truppeneinstellungen und Fortifikationen veranlaßt, wie sie einem Verbündeten gegenüber nicht üblich sind. Eben so hat Italien Befestigungen vorgenommen und Truppen im Venezianischen angehäuft. Beim Beginn des Tripolis-Abenteuers trug man von Rom aus Sorge, die Grenzwehr gegen das verbündete Oesterreich nicht um einen Mann zu vermindern. Augenscheinlich ist man in beiden Kriegsministerien, in Wien wie in Rom, darüber klar, daß bei jedem europäischen Konflikt der Tanz auch am Hono beginnend muß.

Aber, so wenden die Freunde der Erneuerung des Bündnisses mit Italien ein, wenn in dem (hoffentlich nie eintretenden) großen Konflikt Italien uns auch keine Heeresfolge leistet, so ist es doch sehr wesentlich, in Friedenszeiten, schon im Hinblick auf das feste Zusammenhalten von England, Frankreich und Rußland, im Rath der Großmächte zu unseren Gunsten mit Italiens Hilfe die Stimmengleichheit herstellen zu können. Das ließe sich, rein akademisch genommen, wohl hören; doch leider werden im europäischen Areopag die Stimmen nicht lediglich gezählt, sondern auch gewogen. Das Kennzeichen einer Großmacht ist, daß sie allein, ohne Verbündete, den Kampf gegen eine andere Großmacht mit Aussicht auf Erfolg aufnehmen kann. Man denke sich Italien im Kriege gegen Frankreich oder auch gegen uns. Italien ist daher viel mehr als die wirklichen Großmächte gezwungen, sich Anderen anzuschließen oder anzupassen. Die Geschichte der letzten Jahre hat gelehrt, daß diese Anderen nie die Allirten waren, sondern immer die Engländer und die Franzosen. Auch das Verhältniß zu Rußland ist neuerdings recht herzlich geworden. Wenn Deutschland oder Oesterreich-Ungarn aber für italienische Interessen oder Uebergriffe eintreten sollen, so erinnert man sich in Rom sofort des Bundesvertrages und ist entrüstet, wenn dies Eintreten nicht mit Volldampf geschieht oder wenn die Oeffentliche Meinung in den verbündeten Reichen nicht alle gesta per Italianos sofort mit Pauken und Trompeten feiert und in den Himmel erhebt. Man leitet den Boykott unserer Waaren ein und bezichtigt die unabhängige, aber unparteiische Presse, von Finanzleuten bestochen zu

sein. Das Alles fieden wir ruhig ein: in der falschen Annahme, durch unsere Engelsgeduld (ein anderes Vortwort wäre richtiger) Irredentismus und Chauvinismus entwaffnen und den Italianissimo uns freundlich stimmen zu können.

Im Urtheil über die italienische Volksstimmung und ihren Einfluß auf die Entschlüsse der Regierung zeigt sich in den Kabineten von Berlin und Wien überhaupt eine auffallende Kurzsicht. Italien ist ein romanisches Land, und wenn auch zuzugeben ist, daß Volksstimmungen und Volksverstimnungen in solchen Ländern oft umschlagen, so treten sie doch meist mit solcher Vehemenz auf, daß ihnen keine Regierung Widerstand leisten kann. Die antiösterreichische oder antidutsche Grundstimmung aber hat sich in den letzten Jahren auf der Halbinsel so vertieft, daß jedes Ministerium mit ihr rechnen, sie gewöhnlich sogar zum Ausgangspunkt seiner Erwägungen machen muß. Gut, sagt man bei uns; aber der König! Der König mag in seinen Zusicherungen von Bundeestreue oder Waffenhilfe noch so loyal sein: die Macht, die er anwenden kann, reicht selbst in ruhigen Zeiten nur so weit, wie das jeweilige Ministerium zuläßt; wenn gar die Wogen des Chauvinismus hochgehen, wenn Republikaner und Anarchisten an die Thüren des Quirinals klopfen, wird kein Re oder kein Giolitti ernstlichen Widerstand wagen. Gegen diesen Strom zu schwimmen, wäre allzu gefährlich. Und leider sind Irredentismus und Patriotismus schon beinahe identische Begriffe geworden. Noch heute muß der nationale König mit der Chokolade der Jesuiten und dem Dolch der Camoristen rechnen, und wie Karl Albert und der König Galantuomo oft wider Willen in den meist trüben Wellen der von den zweifelhaftesten Elementen geleiteten nationalen Strömung sich fortreiben lassen mußten, so wird auch der Enkel im Fall dynastischer Noth seine Krone nur durch den Anschluß an die Extremsten der Extremen retten können. Sieht die Nation Oesterreich-Ungarn in einen Krieg verwickelt, so gehen die italienischen Gewehre, so zu sagen, von selbst los, mit oder ohne den Willen des Königs, dessen Position überhaupt nicht mit der eines in Deutschland oder Oesterreich Herrschenden auch nur von fern zu vergleichen ist. Im kleinen Piemont und bei einem Theil des Offiziercorps kann wohl von Vasallentreue die Rede sein; dem übrigen Italien ist das Königthum selbst in hellen Stunden Hekuba. Das weiß Victor Emanuel sehr genau; daher sein vorsichtiges Laviren. Auch die Zustimmung zu dem Tripolis-Abenteuer ist ihm recht sauer geworden. Der König ist zu klug, um nicht einzusehen, wie wenig dieses Abenteuer einbringen kann; er ordnete aber seine bessere Einsicht einer von

ehrgeizigen Chauvinisten und geldgierigen Geschäftemachern geleiteten populären Bewegung unter. Wie könnte er nun gar einen Widerstand wagen, wenn hinter einer solchen Volksbewegung Faktoren wie Frankreich und England stehen?

Die deutsche und die österreichische Diplomatie werden im Verkehr mit Italien immer auf dem so lange schon eingeschlagenen Holzweg bleiben, wenn sie nicht für Italiens Haltung stets England mitverantwortlich machen. Britannien gilt (ob mit Recht oder nicht, ist hier nicht zu prüfen) allen guten Italienern als der bewährte Erbfreund. Außerdem fragt sich Jeder, was Italien eigentlich machen sollte, wenn eines schönen Morgens die englische Malta-Flotte drohend vor Neapel liegt. So könnte England, zumal bei der heutigen Stimmung der Nation und bei der durch die Tripolis-Expedition verdoppelten Abhängigkeit des Königreiches, bewirken, daß, trotz Bündniß und papiernen Zusagen, italienische Truppen am Rhein, aber nicht auf unserer Seite, auftauchen. Der Schlüssel zu dem Verhältniß Italiens zu den Kaiserreichen liegt eben, wie so manche andere Werthgegenstände, in London. So lange Deutschland mit England schlecht steht, ist der Bund mit Italien nicht mehr als ein wesenloses Phantom, an das wir, ohne uns lächerlich zu machen, die Hoffnung nicht klammern dürfen.

Müßte nicht reiflich geprüft werden, ob das stolze Orlogschiff der beiden Centralmächte nicht viel sicherer die jetzt so hoch gehenden Wogen durchschneidet, wenn es den italienischen Ballast über Bord geworfen hat? Wir haben bisher die aus dem Bündniß uns erwachsenden Pflichten sehr ernst genommen; wir waren vielleicht oft etwas rauh in der Form, haben aber Italien nie im Stich gelassen. Ja, unsere Treue ging so weit, daß wir in dem vom Zaun gebrochenen Krieg gegen die Türkei für Italien Partei ergriffen, trotzdem unsere Interessen uns auf die andere Seite wiesen. Italien wußte, als es nach Tripolis marschirte, genau, daß es damit eine zwanzigjährige diplomatische Arbeit Deutschlands am Goldenen Horn vernichtete und daß es den anderen Allirten wirtschaftlich schwer schädigte. Italien wußte auch, daß durch seine Aktion die ganze, auf Erhaltung des status quo im Orient gerichtete Dreibundspolitik ad absurdum geführt wird und daß es dem friedlichen Grundgedanken des Bündnißvertrages direct zuwider handelte. Die Phrase, daß Italien bemüht sein werde, den Körper des türkischen Reiches (nach Abhadung eines Gliedes) intakt und unberührt zu erhalten, wurde in allen Kabinetten Europas nach Gebühr gewürdigt; nur in Berlin und Wien, wie es scheint, beinahe ernst genommen. Jetzt will sogar Graf Aehrenthal sich an die

Quadratur des Kreises heranmachen und „einen für beide Theile ehrenvollen Frieden“ vermitteln. Das Alles wäre uns erspart geblieben, wenn man schon vor Jahren den längst nicht mehr lebensfähigen Dreibund eingespart hätte. Dann wäre auch der Zug nach Tripolis kaum möglich gewesen: denn nur mit englischer Vollmacht hätte das mit seinen wichtigen nördlichen Landestheilen dem kontinentalen System angegliederte Italien das Abenteuer wohl nicht gewagt. Das wäre, nach dem Urtheil verständiger und ruhiger Politiker, für Italien ein großes Glück gewesen; wenn je von einem Spiel, gilt ja von diesem das Wort, daß der Einsatz zu hoch, die Gewinnchance zu mager ist. Aber Italien mag thun und treiben, was es für nützlich hält, wenn es nur unsere Kreise nicht stört. Deutschland und (besonders) Oesterreich-Ungarn haben gewiß ein großes Interesse daran, auch mit Italien in Frieden zu leben und im Guten auszukommen. Das wird aber viel leichter sein, wenn man sich von Fall zu Fall verständigt, als in einem unwahrhaftig gewordenen Bundesverhältniß, das für die Dauer die wichtigen Orientinteressen mit dem unruhigen Faktor Italien verknüpft. Man darf sogar behaupten, daß die Irredentisten, die jetzt als ungezogene Kinder gegen den guten österreichischen Onkel sich Alles herausnehmen, bescheidener Maß halten werden, wenn das für den schlimmsten Fall immer noch Schutz gewährende Bündniß aufgelöst ist. Eine Alliance, die uns nur Verlegenheiten bereitet, weder Deutschland noch Oesterreich aber zu nützen vermag, ist zum Tod verurtheilt; ihr Scheinleben kann nur verderblich sein.

* * *

Daß auch ein Politiker, der Italien so lange und so gut kennt wie der Verfasser dieses Artikels, öffentlich jetzt von der Erneuerung des Dreibundvertrages abräth, ist mir, der sich seit Jahren, einsam, zu dieser Auffassung bekannt hat, ein erfreuliches Zeichen des deutschen Sehns nach klaren Verhältnissen. Den Glauben freilich, daß die Eroberung Tripolitaniens und der Kyrenaika den Italienern keinen münzbaren Nutzen bringen werde, vermag ich nicht zu theilen. Darüber wird zu reden sein, wenn der Friede, um den, wie hier im Dezember erzählt wurde, Grey und Aehrenthal sich mit stillem Eifer bemühen, geschlossen ist. Auch die Wahl des Angriffstermins scheint mir keinen Tadel zu verdienen. Nach dem weltgeschichtlichen Ueberwiz von Agadir konnte, durfte Italien nicht länger warten. Da Deutschland den Franzosen das Protektorat über Marokko anbot, wurde das von England und Frankreich den neuen Römern Verheißene fällig und keine altruistische Rücksicht konnte sie zwingen, thatlos zu harren, bis die wieder gewarnte Türkei den Rest ihres

afrikanischen Besitzes besser zu sichern versuchte, oder, bis die panisla-
mische Bewegung den Europäern kräftigen Zugriff erschwerte. Daß
die Italiener ihr Interesse wahren, giebt uns kein Recht zu schrof-
fem Tadel. Die (hier oft erwähnten) Voraussetzungen des Drei-
bundes, franko-italische Feindschaft und ein leidlich angenehmes
Verhältniß zwischen Britannien und Deutschland, sind, nicht ohne
unsere Schuld, beseitigt; und wenn den Italienern nicht gelingen
kann, die zweite dieser Voraussetzungen wiederherzustellen, zwis-
schen Deutschen und Briten die Mißtrauenskeime auszu säen, muß
das nationale Bedürfniß sie drängen, sich die Freundschaft der
großen Westmächte zu erhalten. Da ist ihr „angeborener Platz“,
nicht bei den mitteleuropäischen Kaiserreichen, in deren Schutzhause
sie (*rebus sic stantibus*, wie Bismarck in der Hochzeit franko-itali-
schen Zwistes sagte) in einem rauhen Winter des Mißbergnügens
sich wärmen konnten. Kein Vernünftiger kann heute den Italienern
zumuthen, gegen Frankreich oder England (für fremdes Interesse:
ihr eigenes rath von solchem Kampf ab) zu kämpfen. Mehr braucht
man über den Nothwerth des Dreibundes nicht zu sagen.

Halblos ist auch die Hoffnung, durch harten Tadel des itali-
schen Handelns in der Türkei Liebe zu werben. Die Klagen über
angeblich vom Italienerheer bewirkte Gräuel mußten da mit eini-
ger Skepsis aufgenommen werden, wo man sich erinnerte, was
über die Britengrausamkeit im Burenkrieg, über schmähliche Rus-
senthede im Jahr des mandschurischen Feldzuges gedruckt worden
war. Daß die Türken, nach ihrer Leistung in Armenien und Mace-
donien, plötzlich zu Lämmlein geworden sein sollen, klingt nicht
allzu glaubhaft. Und ihre Achtung könnten nur Thaten uns, nicht
rührsame Reden, zurückgewinnen. War's nicht möglich, ihnen zu
helfen, so mußte das Deutsche Reich wenigstens zeigen, daß es von
den Italienern (deren Schirmung auf türkischem Boden es sich in
einer Stunde rathloser Blindheit aufdrängen ließ) nicht die win-
zigste Schmälerung seiner Hoheitsrechte hinnehmen werde. Das ist
nicht geschehen. Im Oktober 1911 wurde ein Kawaß des Kaiserlich
Deutschen Konsulates in Tripolis beschuldigt, einen italienischen
Soldaten mit dem Dolch angegriffen zu haben, von unserem Kon-
sul deshalb dem italienischen Oberkommando ausgeliefert und dort,
nach raschem kriegsrechtlichen Spruch, erschossen. Der Oesterreicher
Otto Urbauer hat die Exekution geschildert. „Ich wohnte der Exe-
kution des Marfo bei, des deutschen Kawaffen. Er wurde inmitten
eines Bersaglierezuges herbeigeführt und mit dem Gesicht gegen
die Mauer des Konak gestellt. Ein Peloton von neun Mann stellte
sich zehn Schritte hinter ihm auf und begann ein Einzelfeuer. Nach-

dem die ersten neun Schuß abgegeben waren, saß der Mann immer noch ruhig auf seinem Heubündel und murmelte die Glaubensformel von Gottes Einheit. Ich habe gesehen, daß die Geschosse um Manneshöhe oder meterweit neben dem Ziel einschlugen. Auf zehn Schritt Entfernung! Nach der zweiten Salve fiel er endlich; neunzehn Gewehrshüsse waren hierzu nöthig. Dann kamen noch zwei Revolverhüsse. Die Exekution hatte volle sechs Minuten gewährt. Als die Bersaglieri dann abgezogen waren, blieb die Leiche liegen. Soldaten stießen sie mit Füßen und spudten darauf.“ Ob die Anschuldigung stark oder schwach begründet war, wird nach dem Tod Markos kaum noch zu erweisen sein. Dieser Nachweis ist auch zu einem Urtheil über das deutsche Handeln nicht nöthig. Als Kawas (sogar als ein, wie nachher von Tintenkawaffen behauptet wurde, nur zur Aushilfe angestellter) war der Mann ein Polizeigewalt ausübender Amtsdieners des Deutschen Konsulates und, nach der „Instruktion über den in der Türkei zu erwerbenden Schuß“ vom Jahr 1872, als Schutzensoffe im Vollbesitz des Exterritorialrechtes, das dort allen dem Deutschen Reich Angehörigen zusteht. Dieses Recht hätte er natürlich auch durch eine strafbare Handlung nicht verwirkt. Gerade der wegen einer strafbaren Handlung verfolgte Deutsche oder Schutzensoffe kann von der Schutzensbehörde fordern, daß sie ihn schirme; und der Konsul, der in solchem Fall den Schutzensweigerte, würde pflichtwidrig handeln. Liegt eine strafbare Handlung gegen türkische Interessen oder Unterthanen vor, so sind, nach dem Wortlaut der Kapitulationen, zwar die Landesgerichte zuständig; die Untersuchung und Hauptverhandlung hat aber unter konsularischer Assistenz zu erfolgen. Der Konsul darf (und soll) das ganze Verfahren kontrolliren, den Angeeschuldigten, gegen den das Landesgericht die Untersuchungshaft beschlossen hat, im Konsulat, nicht in türkischen Gefängnissen, interniren und die Strafe, die verkündet und rechtskräftig ist, selbst, nicht durch die türkische Behörde, vollstrecken lassen. Als Marko angeschuldigt und gerichtet wurde, war die Annexion Tripolitaniens noch nicht verkündet und keine Bestimmung deutsch-türkischer Verträge entkräftet worden. Die Kapitulationen waren, wie die Italiener, als es sich um die Steuerfreiheit ihrer noch auf türkischem Boden lebenden Landsleute handelte, selbst behaupteten und wie auch Sir Edward Grey damals erklärte, in uneingeschränkter Gültigkeit und Italien hatte da, wo es mit dem Recht des Eroberers herrschte, im Verkehr mit den durch die Kapitulationen gebundenen Mächten alle Pflichten zu erfüllen, die vorher der Türkei zugefallen waren. Hätte, vor der Okkupation, Marko einen Türken, also einen Landsmann, an-

gegriffen, so wäre er, von Rechtes wegen, unter (deutscher) konsularischer Assistenzen abgeurtheilt worden. Da er beschuldigt war, einen Italiener, also einen Feind seines Sultans, angegriffen zu haben, durfte der Deutsche Konsul ihn nicht schutzlos dem italienischen Oberkommando ausliefern. Denn dieser Marko war Schutzgenosse und hatte drum, trotz seiner Hautfarbe, vollen Anspruch auf die Bürgerschaft des Exterritorialitätsrechtes. Und was soll der Türke denken, der sieht, daß sich das Deutsche Reich nicht nur das Patronat über die im Osmanenland lebenden Italiener aufbürdet, sondern auch, um dem wegschielenden Bundesbruder gefällig zu sein, Hoheitsrechte opfert und einen Schutzgenossen von einem italienischen Kriegsgericht in unanständiger Eile aburtheilen und hinhängen läßt? Muß er nicht glauben, Deutschland fühle sich so schwach, daß es nicht mehr wage, durch die zähe Behauptung seines Rechtes das Königreich Italien zu kränken? Durch eine bedauerliche Schläffheit in der (unbequemen) Vertretung deutscher Interessen ist unser Prestige in der Türkei ohnehin schon geschwächt worden. Ein Beispiel. Im Jahr 1910 wurde in Haifa der Deutsche Unger, ein angesehener Mann, vor den Augen des türkischen Gerichtsbeamten und des Deutschen Konsuls in scheußlicher Weise hingschlagen. Nach langwierigen Verhandlungen erwirkte unser Konsul in Beirut endlich, daß der Mörder zum Tod verurtheilt wurde. Im Februar 1911. Noch aber ist die Vollstreckung des Urtheils nicht gemeldet worden. Ist der Weg durch die Instanzen so lang und kann im Türkenreich, von dessen Freundschaft uns so viel vorgeschwätzt worden ist, eine für die Ruhe der deutschen Kolonien in Palästina und Syrien so wichtige Angelegenheit nicht „angebrachtstermaßen“ beschleunigt werden? Oder meinen die am Goldenen Horn Mächtigen, dem Deutschen Reich, daß seine Schutzgenossen von Italienern richten und niederknallen läßt, dürfe man jede Geduldprobe zumuthen? „Auf die Ausweisung der Italiener und auf die Schließung ihrer türkischen Bankfilialen haben wir verzichtet, weil uns die Deutschen darum baten; auf die Erfüllung ihrer eigenen Wünsche mögen sie getrost noch ein Weilchen warten.“ So knirscht's in Konstantinopel. Und in Rom? Weil ein paar deutsche Zeitungen thörichte Artikel veröffentlicht haben, wird Alldeutschland als der Todfeind der glorreichen Italia gelehrt. Daß ist die Bilanz des Quartals, in dessen ersten Tagen an zwei Botschafter aus Berlin die Weisung erging, Römern und Osmanen die „Sympathien der kaiserlichen Regierung“ ergebenst auszudrücken.

MURATTI

Cigarettes
Manchester

Jeder Arzt empfiehlt

Köstritzer Schwarzbier

aus der Fürstlichen Brauerei Köstritz, grg. 1696

für Blutmarme, Bleichsüchtige, stillende Mütter, Abgearbeitete und Rekonvaleszenten. Es ist das beste und nahrhafteste Getränk für Alt und Jung, ein Nähr- und Kraftmittel ersten Ranges. Wenig Alkohol, viel Malz. Nicht zu verwechseln mit den gewöhnlichen Malzbieren. Billiger Hanstrunk. Bestes Tafelgetränk. **Echt** zu haben nur in den durch Plakate kenntlichen Verkaufsstellen. Wo nicht zu haben, wende man sich an die **Fürstliche Brauerei Köstritz**, die gern Auskunft über bequemsten Bezug erteilt. — Vertreter überall gesucht.



Einheitspreis für
Damen und Herren M. 12.50
Luxus-Ausführung M. 16.50
Fordern Sie Musterbuch H.

Salamander

Schuhges. m. b. H., Berlin

Zentrale:
Berlin W 8, Friedrichstraße 182



Russland 1858. 27 Paralel.
Kabinettstück Nr. 1020. —

Kein Briefmarkensammler ver-
säume, meine periodisch er-
scheinenden **Gelegenheitsange-
bote** zu lesen. Interessenten bitte um
Aufgabe ihrer Adressen. Zusendung
erfolgt dann **kostenlos**.

In der gleichen Art wie neben abgebil-
dete Seltenheit finden fortgeschrittene
Sammler in meinem **reichhaltigen**
Lager von Marken aller Länder gute
Gelegenheit, ihre Sammlung selbst bis
zu den grössten Raritäten zu vervoll-

ständigen. Reichhaltige **Auswahlsendungen** stehen **ohne Kauf-
zwang** gerne zu Diensten.

Anfangenden Sammlern offeriere:

500		3,50	500 versch. Europa	5,—
1 000		10,—	1 000 " "	22,—
2 000		40,—	2 000 " "	185,—
3 000	verschiedene	105,—	3 000 " "	850,—
4 000	Marken	210,—	200 " engl. Kolonialmarken	5,—
5 000		375,—	500 " " "	28,—
6 000	aller Länder	585,—	200 " span. "	12,50
10 000		2 800,—	250 " Amerika "	5,—
12 000		5 000,—	500 " " "	15,—

Ankauf ganz. Sammlungen sowie einzelner Raritäten geg. sofortige Kasse.

M. Kurt Maier, Berlin 4, W. 8, Friedrichstr. 187.

Theater- und Vergnügungs-Anzeigen

Metropol-Theater.**Die Nacht von Berlin!**

Grosse Jahresrevue in 8 Bildern v. Julius Freund. Musik von Viktor Holländer. In Szene gesetzt v. Direktor Richard Schultz.

Thalia-Theater

Dresdenerstr. 72-73. 8 Uhr.
Ueber 500 Mal!

Polnische Wirtschaft

Morgen u. folgende Tage: Poln. Wirtschaft.

Chat noir

Friedrichstr. 165. Tägl. 11—2 U. nachts.

Am Flügel: Dir. Rud. Nelson.

Jean Trude
PAUL & VOIGT
Hans Wolf von Wolzogen.

Victoria-Café

Unter den Linden 46
Vornehmes Café der Residenz
Kalte und warme Küche.

Herrnfeld Theater

Noch nie dagewesener Lach-Erfolg.

Das Kind der Firma

mit Anton und Donat Herrnfeld in den Hauptrollen. Vorläufer:

Schmerzlose Behandlung.

Anfang 8 Uhr. Vorverkauf 11—2 Uhr.

Bilz' Sanatorium 3 Ärzte
Physik diätet. Behandlung
Gute Heilerfolge
Dresden-Radebeul Prospekte frei

Bilz Nährsalz
Für Kranke und Gesunde
unentbehrlich. Es bildet ge-
sundes Blut, Nerven, Mus-
keln, Haare, Nägel. Aus-
süßend. Preis pro Glas:
a 1/2 Liter M. 4.50, 1/4 Liter
M. 2.50. Probedose M. 1.50.
zu beziehen durch Apotheken, Drogerie etc., oder durch
Bilz' Sanatorium, Dresden-Radebeul.

BERLINER EISPALAST

Lutherstr.
22/24

Geöffnet von 10 Uhr morgens. — Abends 9 und 10^{1/2} Uhr:

Sensationelle Eislauf-Attraktionen!

„Tango argentino“ u. „Die Original-Apachen“

Beide Tänze ausgeführt von Fräulein Subeck und Herrn Paul Müller

Nachmittags
5^{1/2} Uhr:

„Weihnachts-Wunder“

Weihnachts-Szenen
vom Christmarkt

Immer nöthiger lufte ich

die Vorzüge der

Tyloßbrönn-Flussbambinen.



*Es war ein feiner, noch immer
wunderschöner, und so reiz-
voll heimlich bewahrt
geblieben.*

Die Qualität ist unverwundbar!



Nach dem sonnigen Süden

mit dem Doppelschrauben-Dampfer „Meteor“

Abfahrt von Hamburg 1. Februar 1912.

Besucht werden die Häfen: Southampton, Las Palmas (Cintra), Funchal (Madeira), Mogador (Marokko), Canarische Inseln, Tanger (Marokko), Mazagan (Marokko), Tunis, Susa (Tunis), Gibraltar, Algier, Cattaro, Venedig, Malta, Korfu.

Fahrpreise von Mk. 500.— an aufwärts.

Alles Nähere enthalten die Prospekte.

Hamburg-Amerika Linie, Hamburg,
Abteilung Vergnügungsreisen.

Flaschengär - Frucht - Sekt! ✱

Marke Bürgermeister - Sekt.

Im Geschmack und Aussehen von Traubenwein-Sekt nicht zu unterscheiden, aber noch nicht halb so teuer. Leicht und sehr bekömmlich. Nur 10 Pfg. Steuer. Auch in eleganter neutraler Ausstattung. Zu beziehen durch den Weinhandel oder ab Fabrik.

F. Lehmkuhl, Hamburg 21.



Werden Sie Redner!

Lernen Sie groß und frei reden!

Gründliche Ausbildung zum freien Redner durch Brechts Fernkursus für praktische Lebenskunst, logisches Denken,

freie Vortrags- u. Redekunst.

Einzig dastehende Methode. — Erfolge über Erwarten.

Anerkennungen aus allen Kreisen. Prospekte kostenlos durch

R. HALBECK, Berlin 474, Potsdamerstr. 123b.

Theater- und Vergnügungs-Anzeigen



Neues Programm!

OLGA DESMOND

die Berühmtheit der „Schönheits“-Abende.

ADELAIDE and HUGHES

6 Uhr. Szene: „D. Traum d. Zettelankiebers“.

Familie Kremoin ihren skatrischen Spielen
und eineAuslese der anerkanntesten
Kunstkräfte dreier Weltteile.**„Moulin rouge“**

Jägerstrasse 63a

Täglich Reunions.

Ballhaus „Fledermaus“, Hamburg.

Kleines Theater.

Abend 8 Uhr:

Lottchens Geburtstag.**Zirkus Busch.**Beginn 7½ Uhr abends:
u. a.Vorführung der beiden
Menschen-Affen**„Max u. Moritz“**aus Herrn Carl Hagenbecks Tierpark
Stellingen.**U20**Grosses Original-Ausstat-
tungsstück des Zirkus
Busch in 5 Hälften.**Metropol-Palast**

Behrenstrasse 53/54

Palais de danse | Pavillon Mascotte

Täglich:

Reunion

Prachtrestaurant

::: Die ganze Nacht geöffnet :::

Metropol-Palast — Bier-Cabaret

Anfang 8 Uhr.

Jeden Monat **neues** Programm.**≡ EIS-ARENA ≡**

Nachmittags:

Militär-Konzert**Kunstlauf-****Produktionen**

Abends: Das prachtvolle Eis-Ballett

≡ „ALPENZAUBER“ ≡Die kleine Charlotte. — Der norwegische Meisterläufer Harry Paulsen.
Pushballspiel.Bis 6 Uhr und von 10½ Uhr
abends **halbe** Kassenpreise.♦ **Restauration 1. Ranges**
Soupers à la carte.**☛ Zur gefälligen Beachtung! ☛**

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Firma

Meyer & Jessen, Verlag in Berlin W. 35, Lützowstr. 102/4,

bei, worauf wir unsere Leser besonders aufmerksam machen.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zelle 1,00 Mk.

Edison

Diktier Maschine



*Ideale Erledigung der Korrespondenz
Ohne Stenographie, ohne Irrtümer.
Erspart die Hälfte von Zeit und Kosten!*

Kataloge, Auskunft, ev. Vorführung der Apparate in Ihrem
Bureau kostenlos und ohne Verbindlichkeit, durch die

EDISON G.m.b.H., Berlin SW. 48, Friedrichstr. 10.

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen Welt

Die ganze Nacht geöffnet.

Künstler-Doppel-Konzerte.

Lichtspiele

Mozartsaal

Nollendorfplatz

Wöchentlich neuer Spielplan

Täglich geöffnet ab 6 Uhr, Sonntags ab 3 Uhr

Eintritt jederzeit :: :: Programm und Garderobe frei :: :: Ende 11 Uhr



Herz Stiefel

befriedigen die verwöhntesten Ansprüche an
Neu Special-Stiefel zu
Herren u. Damen 16.50

Erkennlich an dem **HERZ** Zeichen auf der Sohle.

mit dem Herz auf der Sohle

Dr. Rosell Ballenstedt-Harz Sanatorium

für Herzleiden, Adernverkalkung, Verdauungs- und Nierenkrankheiten, Frauenleiden, Fettsucht, Zuckerruhr, Katarrhe, Rheuma, Asthma, Nervöse und Erholungsbedürftige.

Dänische Anstalt mit neuerbautem höchsten Vollendung und Vollständigkeit. Näheres durch Prospekte.

Kurmittel-Haus für alle physikalischen Heilmethoden in

herrliche Lage.	100 Betten, Zentralheiz., elektr. Licht, Fahrstuhl. Stets geöffnet. Besuch aus den besten Kreisen.	herrliches Klima.
-----------------	--	-------------------

Dr. Möller's Sanatorium **Diätet. Kuren nach Schroth** Herrlichste Lage, Wirkklima! (Kronenpark, Prager Strasse)

Abteilung 1. Hinderknechtstr. 10a, 5. Pk.

Sanatorium Buchheide Finkenwalde b. Stettin

für Nervenkrankte, speziell Entziehungskuren: Morphin, Alkohol, Cocain etc.

Pensionspreis 6—12 Mark täglich.

Leitender Arzt: Dr. Colla.

Fay's ächte Sodener-Pastillen

Jede Schachtel muß unbedingt den Namen Fay tragen und weist man alle Nachahmungen hier zu. 8 Schachtel 8 P. überall erhältlich.

Altbewährt gegen Husten und Heiserkeit

Privat-Schule. Reform-Gymnasium Zürich

übernimmt die

Vorbereitung von Erwachsenen (auch Damen) fürs Abitur in der Schweiz und in Deutschland, ferner die Vorbereitung fürs Züricher Polytechnikum. Bewegliche Klassen, moderner wissenschaftlicher Unterricht.

Jährlich zirka 40 Abiturienten.

Reinhardsquelle bei Wildungen das Nierenwasser!

Wirkungen einer Hauskur:

Die ausserordentlich wichtige und folgenschwere Nierenarbeit wird erleichtert und angeregt, die Zylinder, welche die Nierenkanälchen verstopfen, werden herausgespült, der Eiweissgehalt des Harns verliert sich, Beklemmungen und Atemnot nehmen ab, die überschüssige Harnsäure, welche die Ursache zu allen rheumatischen und gichtischen Leiden ist, wird abgetrieben. Griess und Nierensteine gehen ohne besondere Schmerzen ab, das Drücken und Brennen beim Urinieren fällt weg, die Blase wird gereinigt und der Urin wird klar. Es tritt ein Wohlbefinden ein, welches früher nicht vorhanden war.

Man frage den Arzt. — Wo nicht erhältlich, direkt! — Literatur versendet die **Direktion der Reinhardsquelle bei Wildungen.**

Cinzano-Torino



Der echte Toriner-Dermouth-Wein



Aus altem weissen Asti
Magenstärkend u. appetitanregend

Cinzano-Torino ist kalt zu trinken

:: :: Überall erhältlich :: ::

Bureaux für Deutschland Berlin W. 30

Grand Marnier

Besteht aus franz. Cognac grande fine Champ.

• Edelster Liqueur aller Nationen •

Bureaux für Deutschland Berlin W. 30



WELT-DETEKTIV



Auskunft PREISS-BERLIN 75 Leipziger Strasse 107 C
 Nähe Friedrichstr. Tel. I, 3571.
 Beobachtungen, Ermittlungen in allen Verframenssachen.
Heirats-Auskünfte über Vorlieben, Lebensweise, Ruf,
 Charakter, Vermögen, Einkommen,
 Gesundheit etc. von Personen an
 allen Plätzen der Erde. Diskrete Geschäfts-Credit-Auskünfte
 einzeln und im Abonnement. Grösste Inanspruchnahme.
Beste Bedienung bei solidem Honorar.

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir,
 zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vor-
 schlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in
 Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand
 21,22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee.



Kalasiris

D. R. P. Patente aller Kulturstaaen.
 Damen, die sich im Korsett unbequem fühlen, sich aber
 elegant, modgerecht und doch absolut gesund kleiden
 wollen, tragen „Kalasiris“. Sofortiges Wohlbefinden.
 Grösste Leichtigkeit u. Bequemlichkeit. Kein Hochrutschen.
 Vorrügl. Halt im Rücken. Natürl. Geradenhalter. Völlig
 freie Atmung und Bewegung. Elegante, schlanke Figur.
 Für jeden Sport geeignet. Für lebende und korpulente
 Damen Special-Façons. Illustr. Broschüre und Auskunft
 kostenlos von „Kalasiris“ G. m. b. H., Bonn 3

Fabrik und Verkaufsstelle: **Bonn a. Rhein.** Fernsprecher Nr. 369.

Kalasiris-Spezialgeschäft: **Frankfurt a. M.** Grasse Hockenheimstr. 17. Fernspr. Nr. 9154

Kalasiris-Spezialgeschäft: **Berlin W. 62.** Kleist-str. 2a. Fernsprecher 5 A, 15173.

Kalasiris-Spezialgeschäft: **Berlin S.W. 9.** Leipzigerstr. 71/72. Fernsprecher I, 8510.

Gicht, Rheumatismus

Kopfschmerzen, Migräne, Hexenschuss usw. sind wie
 fortgeblasen bei Gebrauch des

echt indischen Deng-Deng-Oeles

überall Wunder wirkend. Hilft oft schon über
 Nacht. Millionenfach bewährt. Viele Dankschreiben.
 Erfolg garantiert. Preis M. 2. — direkt vom Depot
J. Baumgartner, Köln 12.



Ich war 25 Jahre taub!

Jetzt höre ich!

Ich habe einen winzig kleinen Apparat erfunden, der mir selbst nach
 25jähriger Taubheit das Gehör wiedererhunkte. Der Preis des kom-
 pletten Apparates ist 20 Kronen. Keine Mehrausgaben! Wer sich ein
 für allemal von Taubheit, Schwerhörigkeit, Ohrenausen usw. befreien
 will, wolle meine Broschüre „Ich war taub“ kostenfrei verlangen von:

Industrie medizinischer Apparate, Graz.

Für Heilung, zum mindesten Besserung garantiere ich.



Hugo Klose



== Kaffee - Grossrösterei == Kolonialwaren - Grosshandlung

HAUPTGESCHÄFT:.

BERLIN W. 66, Mauerstrasse 76, neben der Reichspost

KONTOR UND VERSAND:

BERLIN W. 66, Mauerstrasse 91

Tel. Amt Centrum 1416 und 191

Filiale A:

Wilmersdorf, Nürnbergerpl. 2

Tel. Amt Pfb. 2490

Filiale B:

Charlottenburg, Kaiserdamm 115

Tel. Amt Charl. 8473



Sinalco-Aktiengesellschaft, Detmold.

Wildunger Helenenquelle

wird seit Jahrzehnten mit grossem Erfolge zur Hausstrinkkur bei Nierengries, Gicht, Stein, Eiweiss und anderen Nieren- und Blasenleiden verwandt. Nach den neuesten Forschungen ist sie auch dem Zuckerkranken zur Ersetzung seines täglichen Kalkverlustes an erster Stelle zu empfehlen. — Für angehende Mütter und Kinder in der Entwicklung ist sie für den Knochenaufbau von hoher Bedeutung.

— 1910 — 12,611 Badegäste und 1,774,412 Flaschenversand.

Man verlange neueste Literatur portofrei von d:n

Fürstl. Wildunger Mineralquellen, Bad Wildungen 4.

Bei Haarsorgen verwenden Sie Sebalds Haartinktur



SCHUTZMARKE

altbekanntes Haarpflegemittel
gegen jeglichen Haarausfall,
genießt Weltruf infolge ihrer
Wirkung. 1/2 Flasche Mk. 2,50,
1/1 Mk. 5.— zu haben in allen
einschlägigen Geschäften, di-
rekt durch

Joh. André Sebald, Hildesheim.

Seeben erschien der Schlussband von Geschichte d. öffentl. Sittlichkeit in Russland.

Von BERNH. STERN.

ca. 700 Seiten mit 21 interess. Illustrationen
M. 10.—, geb. M. 12.—

Inhalt: I. Russische Grausamkeit. II. Weib
u. Ehe. (Hochzeitsbräute u. Lieder etc.)
III. Geschlechtliche Moral. IV. Pro-
stitution, Perversität und Syphilis.
V. Folkloristische Dokumente (das Ero-
tische in Literatur und Karikatur. Sexu-
elles Lexikon, Sprichwörter, Lieder und
Erzählungen).

Bd. I. M. 7.—, Geb. M. 9.—, Beide Bde. falls
zusammengekauft M. 15.—, Geb. M. 18.—,
Ausf. kulturgeschichtl. Prosp. gr. fr.
H. Barsdorf, Berlin W. 30, Rastapfenerstr. 361.

Eines oder das andere, halbes Glück

beweisen die briefl. Charakterbeurteilungen
etc. etc. nach Handschriften. Bewährt als
Stimulantia für geistige Frische u. höchste
Tatkraft. Seit 30 Jahr. für Menschen vom
nobl. Denkungsart tätig. Keine „Deuterei“,
keine Nachahmung. Vornehm. Gratis-Prospekt.
Noblesse oblige. (Name bekannt durch
berühmte künstl. Ereign.). Schriftsteller u.
Psychologe P. Paul Liebe, Augsburg, Z.-Fach.

Zwanglose

Alkohol - Entwöhnung

Wald- und Landaufenthalte. Jagd.

Rittergut Nimbsch bei Sagan, Schles.
Prospekt frei. Arzt im Hause.

Ehe

schliessung in England, rechtmäßig in allen Staaten, besorgt
schoellens: Internationales Auskunfts-, Rechts- und Reise-
bureau BROCK'S Ltd., Queen Street 90, (Cheapside), London, E. C.
Prospekt No. 51 gratis. Porto 20 Pf. Verschl. 40 Pf.

PICCOLA

Zuverlässigste u. leichteste
Reise-
Schreibmaschine



: : Stahltypenhebel : :
Sofort sichtbare Schrift
Gewicht nur 2 1/2 Kilo

Beschreibung kostenlos durch

PICCOLA

Schreibmasch. Ges. m. b. H.

BERLIN SW. 68

Markgrafenstr. 92-93

Verkauf: Markgrafenstr. 94

Neues akademisches Verlagsunternehmen sucht Verfasser

für
Lehrbücher in Kunstgeschichte,
Philosophie, Literaturgeschichte.

Der Verlag arbeitet mit der Tendenz, dass
seine Werke in Mathese, Systematik, Form,
Stoffverteilung ganz eigenartige Leistungen
darstellen. Offerten erbeten durch Rudolf
Wesse, Berlin SW., Jerusalemstr. 46/47
unter J. G. 6058.

Bestellungen

auf die



Einbanddecke



zum 77. Bande der „Zukunft“

(Nr. 1—13. I. Quartal des XX. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum
Preis von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt
vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a
entgegengenommen.

Die schönsten Gemälde der Welt

**Seemann's
Farben-
Drucke**

jedes Kunstblatt 1 Mark

*Katalog mit 1200 Abbildungen sendet für
1 Mark franco E. A. Seemann, Leipzig.*

Sieben erschienen:

Zentrums-Album des Kladderadatsch 1870-1910

Mit reichem Textinhalt und über 300 Illustrationen. Quartformat
286 Seiten stark. In karton. Einband. Preis M. 5.—. Zweihundert
Exemplare auf Kunstdruckpapier und fein gebunden à M. 10.—.

Das vorliegende Buch führt — ähnlich unserm Bismarck-Album des Kladderadatsch — ein Stück deutscher Kulturgeschichte dem Leser und Beschauer vor Augen in einer Darstellung, wie sie eigenartiger, amüsanter, fesselnder, aber auch ernster und eindringlicher nicht gedacht werden kann. — Alles, was in dem langen Zeitraum von vierzig Jahren (seit der Begründung der Zentrumspartei) der Kladderadatsch in seinem Kampf gegen diese Partei, ihre Politik und ihre Ziele, gegen Ultramontanismus und engherzige Weltanschauung geleistet hat, wird in diesem Album in geistreicher Auswahl zusammenfassend in Wort und Bild zur Darstellung gebracht. — Ein kurzer verbindender Text, der die historischen Vorgänge chronologisch darstellt, gibt dem Leser Aufklärung über die Bedeutung der einzelnen Gedichte, Texte und Bilder, so dass das Verständnis für die Darbietungen des Albums keinen verloren geht. Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von R. Hofmann & Comp. in Berlin SW. 68, Zimmerstr. 8.

INSEL-VERLAG



:: in LEIPZIG ::

STEFAN ZWEIG Erstes Erlebnis

Vier Geschichten aus Kinderland

Einbandzeichnung von EMIL PRETORIUS. — In Pappband 5 Mark

Stefan Zweig veröffentlicht in diesem Bande vier Novellen, die aufs engste zusammengehören. Die „Vier Geschichten aus Kinderland“ sind um ein einziges, aber mit zartesten Nuancen variiertes Gefühl gruppiert: „die süsse Angst der ersten Dämmerungen“, den geheimnisvollen Uebergang der Kindheit in die Wirklichkeiten.

Insel-Almanach auf das Jahr 1912 Preis 50 Pf.

mit Beiträgen von R. G. Binding, Ernst Hardt, Hugo von Hofmannsthal, Heinrich Mann, R. M. Rilke, Karl Scheffler, Henry van de Velde, Emile Verhaeren, Stefan Zweig u. a. und vielen Abbildungen, darunter 12 Silhouetten von Goethe und seinem Kreis in ganzer Figur.



Vorrätig in allen guten Buchhandlungen



Hannoversche Waggonfabrik

Aktiengesellschaft.

Nominal M. 2 000 000.— auf den Inhaber lautende Aktien

der

Hannoverschen Waggonfabrik

Aktiengesellschaft in Ricklingen bei Hannover

2000 Stück zu je M. 1000 —, No. 1—2000

sind zum Handel und zur Notiz an der Berliner Börse zugelassen worden. — Prospekte sind bei uns erhältlich.

Berlin
Hannover, im Januar 1912.

Georg Fromberg & Co.

Ephraim Meyer & Sohn.



Hilsebein Brillant-Bier

Pilsener Ersatz,

zeichnet sich aus durch feinstes Hopfen-Aroma, vorzüglichen Geschmack und hervorragende Bekömmlichkeit. In Gebinden und Flaschen erhältlich

Berliner Bierbrauerei A.-G. vorm. F. W. Hilsebein,
Berlin SW., Am Tempelhofer Berg 6.
Fernsprecher: Amt Lützow 5406 und 5407.

Ostelbische Spritwerke

Aktiengesellschaft.

Auf Grund des von der Zulassungsstelle genehmigten und bei uns erhältlichen Prospekts sind

nominal M. 1 400 000 Vorzugs-Aktien

der

Ostelbische Spritwerke Aktiengesellschaft zu Berlin

1400 Stück No 0001—1400 über je M. 1000.

im Dividendenbezug auf 5% beschränkt, zu 104% kündbar,

zum Handel und zur Notierung an der Berliner Börse zugelassen worden.

Berlin, im Dezember 1911.

Mitteldutsche Creditbank.

Buderus'sche Eisenwerke, Wetzlar.

Auf Grund des von der Zulassungsstelle genehmigten und bei uns erhältlichen Prospekts sind

nominal M. 9 500 000 vollgezahlte auf den Inhaber
lautende Aktien

der

Buderus'sche Eisenwerke in Wetzlar

La. O. Nr. 1—9500

zum Handel und zur Notierung an den Börsen von Berlin, Frankfurt a. M. und Köln zugelassen worden.

Berlin, Frankfurt a. Main, Köln, im Dezember 1911.

Mitteldutsche Creditbank.

Deutsche Bank filiale Frankfurt.

Dresdner Bank in Frankfurt a. Main.

Bass & Herz.

Sal. Oppenheim jr. & Co.

**Sie haben ungeahnte Quantitäten
infizierten Staubes in Ihrer
Wohnung und gefährden
Ihre Gesundheit.**

Die größte Bedeutung für die Verbreitung der sogenannten Staub-Infektionskrankheiten kommt nach dem Gutachten der größten medizinischen Kapazitäten dem infizierten Wohnungstaub zu.

Nur mit dem Santo - Staubsauger sind Sie imstande, Ihre Wohnung staubfrei und hygienisch rein zu bekommen.

„Santo“ ist der einzige Staubsauger,

der bei größter Einfachheit, Leichtigkeit (mit eingebautem Motor etwas über 20 Kilo), minimalem Stromverbrauch, 6—7 Pf. per Stunde, vornehmer Ausstattung, garantierter Dauerhaftigkeit leistet, was ein Staubsauger leisten muß.

Verlangen Sie sofort die kostenlose und unverbindliche Vorführung.

**Permanent kostenlose Vorführung:
Berlin, Friedrichstrasse 83.**

Telephon Amt I, Nr. 11799.

Bureaus, Lager und Werkstätten:

===== Santo - =====

**Staubsaug-Apparate-
Gesellschaft m. b. H.**

BERLIN W, Nollendorfstraße Nr. 13-14.

===== Telephon: Amt Kurfürst, Nr. 6216. =====



Vergnügungs- und Erholungs-Reise

nach dem

Mittelmeer

mit dem Doppelschrauben-Dampfer
„Meteor“.

Abfahrt von Hamburg 1. Februar.

Besucht werden die Häfen:

Southampton, Lissabon (Lisboa), Funchal (Madeira), Las Palmas (Kanarische Inseln), Mogador (Marokko), Mazagan (Marokko), Tanger (Marokko), Gibraltar, Algier, Tunis, Sufa (Tunis), Haïraon, Malta, Korfu, Cattaro, Venedig.

Reisebauer 29 Tage. Fahrpreise von M. 500.— an aufwärts.

Alles Nähere enthalten die Prospekte.

Hamburg-Amerika Linie, Vergnügungsfreisen, Hamburg.

Bismarck u. seine Welt

Grundlegung einer psychologischen Biographie v. Oskar Klein-Hattungen 3 Bde. 20.— M. Geb. 21.— M.

Blendende Klarheit, Wahrhaftigkeit, nachgerühmt. Hervorragend u. einzig l. d. Bismarck-Literatur. Im höchsten Grade fesselnd. Ob der Diplomat Bismarck jemals einen besseren Biographen finden wird? — Ztschr. f. d. Gym.-Wesen, Berlin u.

Napoleon I.

v. Oskar Klein-Hattungen. 2 Bde. 25 M.; geb. 31.— M. Prospekt gratis.

„Eine Lebensbeschreibung wie die Klein-Hattungen hat es noch nicht gegeben“ so vielfach geurteilt. Gelobt als **beste Napoleonbiographie**.

Fridericiana

Geschichte

Lebens- u. Weisheitssprüche Friedrichs d. Großen, gesammelt von P. Kunzendorf. Geb. 2.— M. Den Geist des Einzigsten Königs zeigt diese Sprachsammlung trefflich. Weite Verbreitung empfohlen.

Geschichte

Japans

v. Prof. Hisao Saito Tokio 4.50 M. Geb. 5.50 M. Von Saito deutsch geschr.

Mit Vorwort von Viscomte S. Chinda. Die erste spezielle deutsch. aus Quellenstudien entstandene Geschichte Japans. Viel neues u. wertvolles Material.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin W. 30

Kunstliteratur.

In ihrem Dezemberheft erbringt die Münchener Kunstzeitschrift „Die Kunst“ (Berlin-Prachmann) wiederum den Beweis außerordentlicher Vielseitigkeit und Reichhaltigkeit der Abdrucksmaterialien, die diese Zeitschrift zur führenden Kunstzeitschrift gemacht haben. Den Beginn macht ein sorglich und ausführlich gleich guter Ausflug über Ferdinands Heider, der zuerst so sehr im Vordergrund des Interesses steht. Mit diesem Verständnis zeigt auch der Textverfasser, Dr. Heiderich, die Bedeutung dieser großen künstlerischen Erscheinung: Heiderich ist in der großen Linie, in der Monumentalität und in der Dramatik. — Sodann willkommen ist auch der Ausflug über August Bräse, den großen Meister der Holzschnitzerei, dessen außerordentlich poetische Skulpturen den Kunstkenner anmerken lassen. Am Ende, so wohl es sich um einen Künstler handelt, den man schon fast zu den Meistern rechnen kann, ist auch der sehr reich illustrierte Ausflug über J. J. G. S., denn auf seinem Prinzip der Herrschaft der Linie haben viele der bedeutenden modernen Meister weitergebaut, indem sie auf eine neue logische Linie der Gestaltung abgesehen. — Eine weitere Reihe interessanter Veröffentlichungen ist dann der Ausflug über das von Professor Schumacher für Dresden gebaute Krematorium. Nicht nur als monumentales Gebäude von feierlicher Schönheit, auch in der plastischen Anlage und reichhaltigen Verkleidung wie in der geschmackvollen und würdigen Ausnutzung der Räume in dieses Krematorium wohl die vorzügliche Lösung, die das Problem bis heute gelöst hat. — Weitere Ausflüge über die Wandmalerei, pastellene und bunte Glasgemälde in Berlin, über Schmuckarbeiten, Korbmöbel, dann Abbildungen allerlei Gruppen von Frau Professor Rieckh, von Spielzeug usw. vorbildlich den Inhalt des Heftes.

Kronenberg & Co., Bankgeschäft.

Berlin NW. 7, Charlottenstr. 42. Telefon Amt I, No. 1408, 9925, 2940.

Telegramm-Adresse: Kronenbank-Berlin bzw. Berlin-Börse.

Besorgung aller bankgeschäftlichen Transaktionen.

Spezialabteilung für den An- und Verkauf von Aktien, Börsenanteilen und Obligationen der Hütten-, Kohlen-, Erz- und Metallindustrie, sowie Renten ohne Börsennotiz.

An- und Verkauf von Effekten per Kasse, auf Zeit und auf Prämie.

Scharmützelsee-Sanatorium

Physikalisch-diätetische Kuranstalt.

Wintersport: Rodeln, Eislauf, Segelschlitten.

.... 1 Stunde von Berlin.

Bahnstation: Saarow-Ost. ::
Telephon: Fürstenwalde 397.



Dr. HERGENS.

von Tresckow

Königl. Kriminalkommissar a. D.

Zuverlässigste vertraul. Ermittlungen und Beobachtungen jeder Art.

Berlin W. 9. Tel.: Amt VI, No. 6051. Potsdamerstr. 134a.

NATÜRLICHES



KARLSBADER

SPRUDELSALZ

SALZ

ist das allein echte Karlsbader

Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.

Aufklärung

Professoren und Ärzte
verwenden und empfehlen
nur unsere patentierte

Hygienische Erfindung.

Verlangen Sie gratis Prospekt!

Chemische Fabrik

„Bassovia“, Wiesbaden 38.

Bade- und Luft-Kurort

„Zackental“

Tel. 27. (Camphausen) Tel. 27.

Bahnlinie: Warmbrunn - Schreiberhau.

Petersdorf im Riesengebirge

(Bahnhof)

Sanatorium Erholungshelm

Hôtel

Wintersport

Nach allen Errungenschaften der Neuzeit eingerichtet. Waldreiche, windgeschützte, nebelfreie Höhenlage. Zentrale der schönsten Ausflüge.

Spec.: Herz- u. Nervenleiden

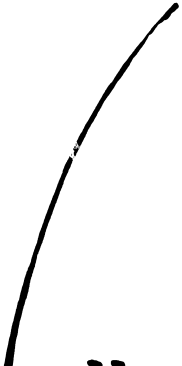
Arterienverkalkung

neurasth. Reconvalescenz. Zustände. Luftbad, Übungsapp., alle electr. u. Wasseranwendungen.

Im Erholungshelm u. Hotel Zimmer mit Frühstück incl. electr. Beleuchtung, M. 4.— täglich. Näheres Sanatorium Zackental.

**Insertaten-
Annahme für
„Die Zukunft“** durch **Anzeigenverwaltung
Alfred Welner**

Berlin SW. 68, Friedrichstrasse 207, Fernspr. 1, 8740
— sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditoren —



Henkell Trocken